1,60 DM / Band 295
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Tal der vergessenen Toten

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Tal der vergessenen Toten

John Sinclair Nr. 295

von Jason Dark

erschienen am 28.02.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Tal der vergessenen Toten

Seit über 100 Jahren lagen sie verschüttet in der Erde. Niemand dachte mehr an sie. Die fünf Bergleute waren aus dem Gedächtnis der meisten Menschen gestrichen worden. Doch die Kumpel waren nicht tot. Irgendwann bekamen es diejenigen, die sie vergessen hatten, deutlich zu spüren. befand, verbreiteten die lebenden Leichen Angst und Schrecken…

»Komm mal rüber, Gerd!« rief Karl Wiesner seinem siebzehnjährigen Sohn zu.

»Was soll ich denn?« fragte Gerd, während er neben seinem Moped hockte und die Speichen des Hinterrades putzte.

»Mir eben helfen, die Briketts zu stapeln.«

»Ach du Scheiße.«

Karl Wiesner lief rot an. »Wieder keinen Bock, wie?«

»Genau.«

Wiesner stemmte die Arme in die Hüften. Allmählich wurde er wütend.

Wenn er einmal den Punkt erreicht hatte, wo er sich nicht mehr ärgern ließ, dann drehte er bald durch. Und das wußte Gerd. Er war zwar selbst kräftig, doch gegen seinen Vater kam er nicht an. Der arbeitete lange genug im Bergbau, da wurden die Kräfte konserviert und noch gestärkt.

Wenn der Alte einmal zulangte, flog Gerd bis in die Eifel.

Karl Wiesner war 43, hatte dunkles Haar, breite Schultern und einen buschigen Schnauzbart. Die Arme waren kräftig, die Hände, mit denen er zupacken konnte wie nur wenige, groß wie Bratpfannen.

Gerd hatte keine Lust, sich mit seinem Alten zu streiten. Zudem war Samstag, da wollte er noch in die Disco, und mit seinem Geld sah es ziemlich mager aus. Er hatte vor, dem Vater noch einen Zwanziger abzuknöpfen, deshalb tat er lieber das, was der alte Herr von ihm wünschte. »Soll ich sofort kommen?«

»Denkste erst morgen?«

»Ich wollte meine Maschine…«

»Die hat Zeit, die Kohlen nicht. Ich muß nachher noch im Keller eine Leitung reparieren.«

»Weil du es bist.« Gerd schlenderte näher. Er war ein schlaksiger Bursche. Das dunkelbraune Haar trug er im Nacken lang, aber hinter die Ohren gekämmt. Im Gesicht ähnelte er sehr seiner Mutter. Manche Mädchen sagten, daß sein Gesicht zu weich wäre.

Andere wiederum mochten es. Die Wiesners wohnten in einem alten Bergarbeiterhaus. Es stand schon über dreißig Jahre und hatte einen Anbau, der früher mal als Stall gedient hatte. Die Wiesners hatten ihn umgebaut. Jetzt gab es dort ein Bad und einen Kohlenkeller. Eine Tür führte vom Kohlenkeller nach draußen. Die Briketts sollten an der Rückwand des Anbaus aufgestapelt werden. Regelmäßig mußte Gerd raus und Briketts holen. Das gehörte zu seinen Aufgaben.

»Fang an«, sagte Karl Wiesner und bückte sich. Er spie in seine kräftigen Hände und nahm die ersten beiden Briketts auf. »Du beginnst an der linken Seite.«

»Okay.«

Es war Samstag. Ein herrlicher Tag im November. Schon seit Tagen

lag Sonnenschein über Deutschland. Wenn sich die Morgennebel aufgelöst hatten, war wunderbares Herbstwetter. Ruhig und ohne Sturm. Die Bäume zeigten ein buntes Blattwerk. Und im Schein der Sonne glänzten besonders die Blätter der hohen, schlanken Birken wie goldene Täler. So ein Baum stand vor dem Haus der Wiesners. Er überragte das Dach des einstöckigen Gebäudes bei weitem.

»Beeil dich mal!« maulte Karl, als er sah, daß sein Sohn nicht gerade schnell war.

»Das ist auch eine blöde Arbeit.«

»Arbeit ist gut.« Karl lachte. »Sei froh, daß du arbeiten kannst. Viele in deinem Alter hängen auf der Straße.«

»Die Schufterei im Bergbau ist auch nicht gerade das Wahre.«

»Aber sicher.«

»Was ist denn heute schon sicher? Elektriker in der Grube. Irgendwann entlassen sie mich.«

»Erstens bist du Lehrling, und wenn sie dich wirklich entlassen sollen, mußt du schon silberne Löffel klauen oder so schlecht sein, daß du nicht tragbar bist.«

»Am Wochenende habe ich keinen Bock auf Arbeit. Sie wird ja nicht bezahlt.«

Karl Wiesner hielt für einen Moment inne. »Was soll das denn heißen, willst du etwa Geld?«

Der siebzehnjährige Junge nickte. »Wenn du so direkt fragst, dann kann ich es nicht abstreiten. Ein Zwanziger würde mir am heutigen Abend schon reichen.«

»Verdienst du nicht selbst?«

»Das ist doch nichts. Außerdem gibt es erst in der nächsten Woche wieder Scheine. Bis dahin ist es noch lang. In der Disco ist heute wieder der Bär los. Da will ich mitmischen. Ich habe es den anderen versprochen.«

Karl Wiesner schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Du bekommst von mir nichts.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil du lernen sollst, mit deinem Geld umzugehen. Wir hatten früher viel weniger und mußten auch auskommen. Ich hatte keinen Vater, der mir Geld gab.«

»Ja, früher. Da war eben alles anders.«

»Warte noch eine Woche, dann bekommst du deinen Lohn.« Wiesner lachte und machte weiter. Er nahm die gepreßten Kohlestücke in beide Hände und legte sie hin.

Gerd war sauer. Er stand gebückt da und dachte darüber nach, ob alles noch Sinn hatte. Wahrscheinlich nicht. Am Samstagnachmittag mußte er noch arbeiten. Das gefiel ihm überhaupt nicht, und er hätte am liebsten alles fortgeworfen.

»Was ist? Mach weiter!«
»Keine Lust mehr!« murmelte Gerd.
»Wegen der zwanzig Mark, wie?«
»Auch.«
»Mensch, ich hätte nicht gedacht, daß du dich so anstellst. Ich bin dein Vater, habe für dich gesorgt, und deine Mutter ebenfalls. Aber Hilfsbereitschaft kann man von euch ja nicht verlangen.«
»Das ist auch Mist. Warum haben wir uns keine Ölheizung anlegen lassen?«
»Du vergißt, daß wir auf der Braunkohle sitzen. Damit heizen wir auch wesentlich billiger. Mach weiter!«
Plötzlich drehte Gerd durch. Er nahm ein Kohlestück, schaute darauf, seine Mundwinkel verzogen sich, und im nächsten Augenblick schleuderte er das Stück wütend gegen die Wand.
Mit einem satten Geräusch brach das Stück auseinander.
Gerd war sicherheitshalber zurückgetreten. Er wollte sich keinen Schwinger einfangen, doch sein Vater dachte überhaupt nicht daran, ihn für diese Dummheit zu strafen. Wiesner sah das Kohlestück, das Gerd gegen die Wand geschleudert hatte. Zerbrochen in zwei Hälften lag es am Boden.
Zwei Hälften, an sich nichts Besonderes, wenn da nicht etwas gewesen wäre, das ihn nicht nur überrascht, sondern regelrecht entsetzt hätte.
Aus der größeren Hälfte ragten die bleichen Finger einer Hand!

***

Karl Wiesner hielt die Luft an. Er hatte sich nicht voll aufgerichtet und blieb in einer gebückten Haltung stehen, wobei er auf das Kohlestück starrte und den Kopf schüttelte.
Bleiche Finger stachen aus dem Brikett. Es gab keine andere Möglichkeit, das war eine Hand.
»Gerd?« Karl Wiesner hatte den Streit mit seinem Sohn vergessen, als er den Namen flüsterte.
»Ja…«
»Leide ich an Halluzinationen?«
»Nein, Vater.«
»Dann siehst du auch, was ich sehe?«
Gerd nickte.
»Sag es.«
»Eine Hand. Aus dem Brikett ragt eine Hand! Ich sehe sie ebenfalls. Verdammt auch!«
Die Wiesners waren beide totenblaß geworden. In den nächsten Sekunden standen sie nur da, starrten auf die Finger und konnten kein Wort sagen.

Gerd fühlte sich sogar noch mieser als sein Vater. Der Siebzehnjährige konnte es nicht fassen, und er merkte, daß seine Beine anfingen zu zittern.

Angst umkrallte sein Herz. Es war ein schreckliches Gefühl, und am liebsten wäre er fortgelaufen.

»Da müssen wir wohl die Polizei rufen«, sagte Karl Wiesner und atmete tief durch.

»Und dann?«

»Sollen die sich darum kümmern. Komm ins Haus!« Karl Wiesner warf noch einen letzten Blick auf das Kohlestück. Er traute sich nicht, es anzufassen. Zu makaber war dieser Fund.

Und auch außergewöhnlich. Bei den Abbauarbeiten wurde zwar viel gefunden, doch das waren Funde aus der Vergangenheit. Sie stammten aus den frühen Jahren der Erdgeschichte, Versteinerungen von Pflanzen und manchmal von Tierskeletten. Aber die Hand zeigte keinerlei Anzeichen von Verwesung.

Eine schaurige Sache.

Sie gingen durch den schmalen Gartenstreifen an der Seite und betraten das Haus von vorn. Lisa Wiesner war nicht anwesend. Mit zwei anderen Frauen war sie an diesem Samstag nach Köln gefahren, um einzukaufen. Der Zug kam erst am späten Nachmittag zurück, so daß die beiden Männer allein zu Hause waren.

Das Haus war nicht sehr groß. In der schmalen Diele stand das Telefon auf einem kleinen Tisch, dicht neben der Treppe.

Karl Wiesner legte seine schmutzige Hand auf den Hörer und zögerte.

»Willst du nicht anrufen, Vater?«

»Ich weiß nicht so recht.«

»Du mußt die Polizei verständigen, wirklich. Nachher geraten *wir* noch in den Verdacht.«

»Wieso? Was sollten wir denn getan haben?«

»Lehre du mich die Bullen kennen. Die habe ich bei einer Demonstration erlebt. Das war verdammt heiß, kann ich dir sagen. Nein, ruf sie an, dann ist alles erledigt.«

»Und wen?« Wiesner war durcheinander.

»Ich kenne keinen. Aber den Dorf-Sheriff kannst du dir sparen. Heute ist Samstag, da hockt er in der Kneipe, spielt Karten und ist vielleicht schon breit.«

»Hör auf, Junge! Mehr Respekt!«

»Vor den Bullen?« Gerd lachte kieksend. »Nee, das kannst du von mir nicht verlangen.«

Normalerweise hätte Karl Wiesner härter reagiert, denn unter den Polizisten befanden sich einige Freunde von ihm. Doch der Schock des makabren Fundes saß einfach noch zu tief in ihm. »Gib mir mal das dicke Telefonbuch!«

Gerd mußte es aus dem Wohnzimmer holen. Seine schmutzigen Sohlen hinterließen auf dem rehbraunen Teppichboden dunkle Spuren. Wenn die Mutter das sah, gab es Ärger.

Als der Junge zurückkam, meinte Karl Wiesner: »Es wäre wohl besser, die Kripo anzurufen. Was meinst du?«

»Einverstanden.«

Die Nummer hatten sie schnell gefunden. Karl Wiesner tippte sie höchstpersönlich ein, wartete und erstattete Meldung, als abgehoben wurde.

Er verhaspelte sich ein paarmal. Erst beim vierten Ansatz konnte er einigermaßen klar und deutlich sprechen.

Der Polizist war nicht gerade angetan von seinem Bericht. »Was ist das denn für eine Hand, die Sie gefunden haben wollen?«

»Was heißt wollen? Ich habe sie gefunden, verdammt.«

»Natürlich, klar. Aber beschreiben Sie sie mir mal. Ist es die Hand eines Menschen?«

»Sieht so aus.«

»Sind noch alle Finger da?«

»Den Daumen habe ich nicht gesehen. Er könnte aber nach innen geknickt sein«, sagte Wiesner.

»Wie alt kann die Hand sein?«

»Weiß ich doch nicht. Glauben Sie, ich habe sie angefaßt und nachgeprüft?«

»Das nicht, aber man kann es ungefähr sehen. Ist da schon Haut abgefallen?«

»Sie war noch dran.«

»Gut, wir sehen uns die Sache mal an. Verändern Sie bitte nichts!«

»Ja.«

»Noch eine Frage hätte ich. Sie haben nicht zufällig etwas getrunken, Herr Wiesner?«

Karl lief rot an. Auf seiner Zunge lag eine böse Antwort, die er im letzten Augenblick herunterschluckte. »Nein, ich habe nichts getrunken. Wenigstens nichts Alkoholisches.«

»Dann ist es okay.«

Wiesner legte auf. In seinem Gesicht zuckte es. Er war wütend. Auch Gerd merkte es.

»Bist du mit den Bullen nicht so recht klar gekommen?« fragte er.

»Hör auf!«

»War ja nur 'ne Frage. Ich hätte aber noch einen Vorschlag.«

»Hör mir damit auf!«

»Nein, wirklich, Vater. Das ist gar nicht so schlecht, was ich dir sagen will.«

»Dann rück raus.«

»Willst du nicht Matthes Äcker anrufen?«

»Den Umbetter?«
»Ja, das ist doch so ein Leichenkasper. Der bettet die Toten immer um, bevor die Friedhöfe durchgebaggert werden. Vielleicht weiß er da besser Bescheid.«
Karl Wiesner wurde nachdenklich und nickte. »Das könnte ich später machen.«
»Ist deine Entscheidung.«
Karl Wiesner nickte, als er die Worte seines Sohnes hörte. Dann drehte er sich um und ging in den Wohnraum. Auch er kümmerte sich nicht darum, daß auf dem Teppich Spuren zurückblieben. In diesem Moment war ihm das völlig egal. Was er jetzt brauchte, war ein kräftiger Schluck. Ein selbstgebrannter Wacholder, der immer bereitstand.
»Wir haben ihn auch eiskalt im Kühlschrank«, sagte Gerd. Er lehnte an der Wohnzimmertür.
»Nein, will ich nicht. Ich muß etwas spüren.«
Karl Wiesner schloß den Schrank an der rechten Seite auf. In einem Mittelfach standen einige Flaschen. Unter anderem auch der Wacholder.
»Willst du auch einen?« wandte er sich an seinen Sohn.
»Nein, danke. Ich muß noch fahren.«
»Wieso?«
»In die Disco.«
»Ach, hör auf!« Wiesner holte die Flasche hervor, schraubte sie auf und setzte die Öffnung kurzerhand an den Mund. Dann trank er. Zwei Schlucke nahm er, während Gerd zuschaute.
Wiesner setzte die Flasche wieder ab. Allmählich kehrte Farbe in sein Gesicht zurück. »Das hat gut getan«, sagte er und wischte sich über die Lippen, wobei er noch einige Tropfen aus dem Schnauzer putzte.
»Wenn die Bullen kommen, hast du aber eine Fahne«, bemerkte Gerd.
»Na und?«
»Hoffentlich halten sie dich nicht für einen Spinner.«
»Als ich anrief, hatte ich nichts getrunken«, verteidigte sich Karl Wiesner, stellte die Flasche wieder weg und schloß den Schrank, bevor er aus seiner Brusttasche die gelbe Packung mit den Filterlosen hervorholte.
»Einen Sehmergel kannst du mir auch geben.«
»Was ist das denn?«
Gerd grinste. »'ne Fluppe, einen Hugo. Zigarette auch.«
»Verflixt, drück dich demnächst deutlicher aus.«
»Ja, ja, schon gut.«
Vater und Sohn gingen wieder zurück in die Diele. Dort warteten sie auf die Polizei. Hin und wieder stäubten sie ihre Zigaretten im Standascher ab.

»Das dauert aber lange«, sagte Wiesner.
»Die kommen ja aus Bergheim.«
»Na ja…«
»Übrigens. Wie wäre es mit dem Zwanziger?« Gerd hatte das Geld nicht vergessen.
Karl Wiesner schaute seinen schlaksigen Sohn an und sah dessen Grinsen. Dann griff er in seine hintere Hosentasche, holte ein altes Portemonnaie hervor und entnahm ihm einen zerknitterten Schein. »Hier, damit du glücklich bist.«
»Firma dankt, Chef.«
»Ja, du mich auch.«
»Brauchst du mich denn noch?«
»Und wie. Du bist schließlich ein Zeuge.«
Gerd wartete. Eine Viertelstunde später hörten sie einen Wagen. Es war die Polizei, und die beiden atmeten auf.

***

Sie saßen im Wohnraum zusammen und schwiegen. Auf dem Tisch standen zwei Flaschen Bier, zwei Gläser und auch die Flasche Wacholder. Gerd war nicht mehr da. Er tanzte schon in der Disco.
So hockten Lisa und Karl Wiesner allein in der Wohnung.
Karl hatte alles erzählt. Die Polizisten waren kaum weg, als Lisa zurückkehrte.
Sie war bleich geworden, als sie hörte, was ihren beiden »Männern« widerfahren war. Noch jetzt saß der Schock tief, und sie hatten wenig miteinander gesprochen.
»Willst du denn nichts essen, Karl?«
Wiesner schüttelte den Kopf. »Keinen Hunger.«
Lisa verdrehte die Augen. »Es ist doch alles vorbei. Du brauchst nicht mehr dran zu denken. Die Polizisten haben die Hand mitgenommen. Sie werden sie untersuchen. Wie oft wird hier etwas gefunden, das weißt du selbst genau.«
»Aber keine Hände in Briketts.«
»Wer weiß, was alles möglich ist.«
»Das war bestimmt ein Mordfall«, sagte Wiesner.
Lisa hob die Schultern. »Möglich.« Sie war eine etwas zu schlanke Frau, wie Karl immer fand. Für ihre vierzig Jahre hatte sie sich noch gut gehalten, und am besten hatten Karl immer die herrlich blauen Augen gefallen. Die hatte sie als junges Mädchen schon gehabt. Die beiden kannten sich seit ihrer Kindheit, denn Lisa stammte aus dem Nachbardorf. An diesem Abend hatte sie sich nicht umgezogen, sondern trug noch die Sachen, die sie auf der Fahrt nach Köln angehabt hatte.
Jetzt schaute sie auf die Uhr.

»Willst du noch weg?« fragte Karl, der den Blick sehr genau bemerkt hatte.

»Nein.«

»Was treibt dich dann?«

»Der Kuli.«

»Wieso?«

»Heute ist Samstag und EWG.«

»Ach so.« Karl winkte ab. »Da gönne ich mir lieber ein Bier.«

»Willst du das nicht sehen?«

»Nein, keinen Nerv.«

»Aber ich.«

»Bitte. Dagegen habe ich nichts.« Wiesner legte sich zurück und streckte die Beine aus. Seine Frau saß in einem Sessel, während er es sich auf der Couch bequem gemacht hatte. Die Glotze stand in ihrer beider Blickfeld. Zudem lag die Fernbedienung auf dem Tisch und griffbereit in Lisas Nähe.

Sie drückte auf den Knopf für das erste Programm und bekam noch den Rest der Wetterkarte mit.

»Das schöne Wetter bleibt«, sagte sie.

»Meinetwegen.« Karl hielt die Augen halb geschlossen. Er merkte eine gewisse Müdigkeit, die auf den Alkoholkonsum zurückzuführen war.

»Hat Gerd eigentlich eine Zeit gesagt, wann er zurück sein will?« fragte Lisa.

»Nein.«

»Wenn er erst nach Mitternacht kommt, werde ich sauer. Du hast ihm doch hoffentlich kein Geld gegeben?«

»Doch.«

»Und ich hatte es abgelehnt.«

»Es war der Schock.« Bei dieser Antwort klang die Stimme des Mannes bereits müde. Auch das Auftreten des charmanten Quizmeisters konnte ihn nicht von seinem Schlaf abhalten. So fielen ihm fast von allein die Augen zu, während Lisa ihren Spaß hatte und sich über eine wirklich gelungene Sendung freute.

Die Zeit verging wie im Flug. Einmal nur stellte sie lauter, um das Schnarchen ihres Mannes zu übertönen, und als der Schlußbeifall aufbrandete, überlegte sie, ob sie sich noch ein Spätfilm mit John Wayne anschauen sollte.

Aber für Kriegsfilme hatte sie nicht viel übrig. Deshalb schaltete sie den Apparat aus, gähnte ausgiebig und fand, daß im Wohnzimmer eine schlechte Luft herrschte.

Lisa ging zum Fenster und öffnete es. Ihr Haus gehörte zu den älteren im Ort. Die meisten waren neu. Das konnten sich die Leute leisten, denn die Abbaufirmen hatten sie großzügig abgefunden. Von dem

Geld konnten sich die Menschen neue Häuser bauen.
Als Lisa sich den Rahmen anschaute, dachte sie daran, daß es Zeit wurde, neue Fenster einzubauen.
Das aber kostete Geld. Und finanziell ging es ihnen nicht besonders. Das Leben war teuer.
Kühle Herbstluft strömte in den Raum. Der Nebel hatte gegen Abend wieder zugenommen. Als wallende Wolken zog er behäbig durch den Garten hinter dem Haus. Er umspielte die Obstbäume auf der Wiese, kroch über die Sträucher und berührte auch die Beete.
Lisa Wiesner dachte wieder an den Fund. Sie fröstelte dabei und war froh, die Hand selbst nicht gesehen zu haben. Wem konnte sie nur gehören? Darüber dachte sie nach, als sie sich aus dem Fenster lehnte und in den Nebel schaute. Sollte vielleicht ein Verbrechen geschehen sein? Möglich war alles. Auch in dem kleinen, verschlafen wirkenden Dorf wie diesem konnte man so etwas nicht ausschließen.
Sie wollte sich schon abwenden, weil es ihr zu kalt wurde, als sie plötzlich stutzte.
Lisa hatte etwas gehört. Schritte!
Starr blieb sie stehen, streckte ihren Arm aus und hielt einen Fensterrahmen fest. Dabei merkte sie, wie ihr Herz stärker klopfte, denn diese Geräusche, falls es tatsächlich Schritte waren, konnte man nicht als normal bezeichnen.
Jemand schlich durch den Garten!
Lisa konzentrierte sich auf die Geräusche, vernahm die Schritte abermals und hörte auch das Rascheln von Laub. In der dichten Nebelgruppe wirkten die Laute noch unheimlicher, als sie ohnehin schon waren.
Wer hatte etwas in ihrem Garten zu suchen?
Lisa wußte es natürlich nicht. Sie dachte an die zahlreichen Einbrecher, deren Aktivitäten immer stärker wurden. Man las in den Zeitungen sehr viel darüber, und allmählich bekam sie Angst. Die Kerle brachen überall ein, ob etwas zu holen war oder nicht. Sie fanden immer was, das sich lohnte, mitzunehmen.
Und wenn sie nichts fanden, zerstörten sie oft in einem Wutanfall die Möbel.
Karl Wiesner schlief. Sie hörte seine tiefen Atemzüge, die ab und zu von einem schnarchenden Röcheln unterbrochen wurden. Er hatte mit allem nichts am Hut, aber die Frau beschloß, ihren Mann zu wecken. Er konnte mal im Garten nachschauen.
Sie trat einen Schritt zurück und schloß das Fenster. Die grauen Schwaden blieben draußen und wallten im Garten weiter.
Der Apparat lief nicht mehr, und Lisa fiel erst jetzt die Stille innerhalb des Zimmers auf. Wären die Atemzüge ihres Mannes nicht gewesen, hätte sie die Ruhe als beklemmend bezeichnet.

Neben dem Kopfende der Couch blieb sie stehen und rüttelte ihren Mann an der Schulter.

Karl brummte nur.

»Steh auf, Karl!«

»Was ist denn?«

»Los, hoch, ich habe etwas gehört!«

Jetzt wurde Karl wach. Er schnellte förmlich in die Höhe. »Was hast du denn gehört?«

»Schritte.«

»Was?« Karl rieb sich die Augen, weil er den Schlafdreck endlich weghaben wollte.

»Wo denn?«

»Draußen! Ich hatte das Fenster geöffnet, um frische Luft reinzulassen…«

»Das merke ich.« Karl hob fröstelnd die Schultern und schlüpfte in seine Pantoffeln; bevor er zum Fenster ging, es öffnete und in den nebelumwallten Garten schaute, während seine Frau dicht neben ihm stehenblieb, damit sie an ihm vorbeischauen konnte.

»Wo hast du denn die Schritte gehört?« fragte Karl.

»Im Garten.«

»Das weiß ich auch. Aber aus welcher Richtung kamen sie?«

»Keine Ahnung. Der Nebel ist zu dicht. Er verzerrt sämtliche Geräusche.«

»Das stimmt allerdings.« Wiesner beugte sich noch weiter vor. Er hing mit seinem Oberkörper über der Fensterbank, schaute in den Nebel und glaubte, zahlreiche Einbrecher zu sehen, die sich innerhalb des Gartens befanden.

Ein Irrtum, denn die sich bewegenden Nebelschleier gaukelten ihm diesen Eindruck vor.

»Ich kann nichts erkennen.«

»Geh doch mal nach draußen«, schlug seine Frau vor.

Karl zog sich zurück. »Die Idee ist nicht schlecht. Das werde ich auch machen.«

»Aber sei vorsichtig.«

»Keine Sorge, ich fürchte mich nicht vor Nebelgeistern.«

»Und die Hand?«

»Wird wohl damit nichts zu tun haben.«

Karl befand sich schon auf dem Weg zum Korridor, als er den spitzen Schrei seiner Frau hinter sich hörte.

Auf der Stelle drehte er sich. Lisa stand wie erstarrt im Zimmer und deutete mit dem ausgestreckten Finger auf das Fenster, das sie erst vor Sekunden geschlossen hatte. »Da war etwas!«

»Wo?«

»Am Fenster. Hinter der Scheibe!« Ihre Stimme zitterte. »Ein Gesicht,

ich habe es ganz deutlich gesehen.«
Karl Wiesner zog die Augenbrauen zusammen. »Wirklich?«
Lisa nickte heftig.
»Kann auch der Nebel gewesen sein.«
»Auf keinen Fall, Karl. Es war ein Gesicht. Ich sah es deutlich. Wie ein runder bleicher Fleck und zwei dunkle Augen darin. Ich habe Angst.«
»Kann ich verstehen.« Karl überlegte. »Der Einbrecher wird so lange gewartet haben, bis wir nicht mehr am Fenster waren. Dann hat er nachgeschaut.«
»Sollen wir nicht die Polizei rufen?« fragte die Frau.
»Unsinn. Ich habe das eben nur so gesagt. Vielleicht hast du dich auch getäuscht. Kann ja mal vorkommen. Jedenfalls schaue ich draußen nach. Schade, daß ich keine Waffe habe.«
»Mach dich nicht unglücklich, Karl.«
»Keine Sorge, Mädchen. Das schaffen wir alle schon.« Karl Wiesner ging in die Diele und nahm seine Jacke vom Haken. Er zog sie über, ließ den Reißverschluß aber offen. Er klopfte gegen die linke Tasche, hörte das Klirren und war beruhigt, weil der Schlüssel steckte.
»Dann wollen wir mal«, sagte er.
»Sei nur vorsichtig!« Lisa gab ihm den Rat mit auf den Weg.
»Sicher, ich lasse mich schon nicht überraschen. Darauf kannst du Gift nehmen.«
Er ging zur Tür und öffnete sie. Bevor er nach draußen trat, warf er einen Blick rechts und links an der Hauswand entlang, wo die grauen Schwaden wie die Arme eines Ungeheuers in die Höhe krochen.
Zu sehen war nichts.
Karl mußte schon hinaus, wenn er tatsächlich diesen Kerl, der angeblich durch den Garten schlich, stellen wollte. Er bemühte sich, sehr leise zu sein. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen.
Seine Schritte waren kaum zu hören. Zum Glück kannte sich Karl in der unmittelbaren Nähe seines Hauses aus, er hätte den Weg auch in absoluter Finsternis gefunden.
Über der Tür brannte die Leuchte. Lisa hatte sie eingeschaltet. Das Licht wirkte wie eine vom Nebel umwallte Zitrone, wurde sehr schnell verschluckt und erreichte nicht einmal den Beton der beiden Haustürstufen.
Auch Karl Wiesner war schon nach wenigen Schritten nicht mehr zu sehen. Die graue Suppe saugte ihn auf, und er schritt auf Zehenspitzen an der Hauswand entlang, wollte bis zur Ecke gehen, um von dort in den Garten zu gelangen.
Zum Glück hatte er einen schmalen plattierten Weg durch den Vorgarten angelegt. Die Steine glänzten naß. Zweige berührten ihn auf seinem Weg.

Manchmal strichen nasse Blätter über den Kragen seiner Lederjacke hinweg und streichelten die Haut seines Nackens. Tropfen schabten dabei ab, sie rannen am Rücken des Mannes hinab, und Karl zog fröstelnd die Schultern hoch.

Er hatte jetzt die Hausecke erreicht, umrundete sie und konnte in den hinter dem Haus liegenden Garten gehen. Auch dort hatte er in seiner Freizeit Wege angelegt, die auch den Rasen durchkreuzten, weil einer von ihnen zu einer kleinen Sitzgelegenheit führte, die sich inmitten des Rasenstückes befand.

Die Obstbäume standen weiter hinten. Am Ende des Grundstückes.

Karl blieb stehen. Er schaute in die sich bewegende Nebelwand und versuchte verzweifelt, sie mit seinen Blicken zu durchdringen, was ihm leider nicht gelang. Tagsüber hätte er noch mehr sehen können, in der Dunkelheit war es so gut wie unmöglich.

»Ist da jemand?« rief er, nachdem er sich ein Herz gefaßt hatte. Seine Stimme besaß einen scharfen Klang. Falls sich ein Unbekannter im Garten aufhielt, sollte er ruhig merken, daß er inzwischen entdeckt worden war.

Karl erhielt keine Antwort. Damit gab er sich nicht zufrieden. Er wandte sich von der Hauswand ab, um tiefer in den Garten hineinzugehen. Das Grundstück war ziemlich groß, und der Unbekannte konnte sich überall versteckt halten.

Währenddessen wartete Lisa im Haus auf die Rückkehr ihres Mannes. Sie hatte im Wohnzimmer auf der Sessellehne Platz genommen und hockte dort steif wie eine Puppe. Seit ihrer Heirat wohnten sie hier. Karl hatte das Haus von seinen Eltern geerbt, aber noch nie hatte Lisa die Atmosphäre so unheimlich wie in diesen Augenblicken empfunden.

Sie war allein in dem Gebäude. Ihr Mann lief durch den Garten, befand sich in der Nähe, dennoch hatte Lisa Furcht. Die Stille empfand sie als beklemmend, sie war unheimlich, und sie legte sich schwer drückend auf sie.

Ihren Herzschlag hörte sie auch. Zudem spürte sie Schweiß auf ihren Handflächen.

Im Haus war es nie still. Jetzt allerdings empfand Lisa jedes Geräusch als doppelt schlimm. Irgendwo knackte es in dem alten Gebäude immer, und wenn es die Stufen der Holztreppe waren, die an die obere Etage führten, wo auch die Schlafräume lagen und die zweite Dusche.

Aber ein Geräusch störte sie.

Es waren wieder Schritte!

Kam Karl vielleicht zurück? Nein, daran wollte Lisa nicht glauben. Ihr Mann ging anders, viel zielstrebiger, nicht so abwartend, so lauernd und auch schlurfend.

In der kleinen Diele waren die Schritte aufgeklungen. Lisa drehte

sich, aber sie konnte nicht in den Raum schauen, weil sich die verschlossene Wohnzimmertür zwischen ihr und dem schmalen Korridor befand.

Lisa erinnerte sich daran, daß sie die Haustür nicht ins Schloß gedrückt hatte. Jeder konnte das Haus betreten.

Auch der Einbrecher.

Und das bewirkte, bei ihr eine Gänsehaut. Sie überlegte, ob sie nach ihrem Mann rufen sollte, jetzt hatte sie ja einen besseren Grund, dann aber stand sie auf und ging zur Tür. Sie wunderte sich über ihren Mut, blieb vor der Tür kurz stehen, atmete tief durch und öffnete sie vorsichtig.

Im Korridor brannte Licht. Es war so hell, daß sie alles erkennen konnte.

Auch einen leeren Gang.

Es gab keinen Einbrecher, sie sah nicht einmal Spuren, und Lisa sagte sich, daß sie sich vielleicht getäuscht hatte. Ihre Nerven waren angespannt, überreizt. Sicherlich hatten sie ihr einen Streich gespielt. Es war niemand außer ihr im Haus.

Sie traute sich sogar, in die Diele hineinzugehen, schaute nach rechts, nach links…

Die Küchentür!

Sie war nicht geschlossen, und sie bewegte sich noch leicht. Ein winziges Zittern, aber deutlich zu sehen.

Lauerte der Mann in der Küche, oder bewegte sich die Tür aus einem anderen Grund?

Lisa dachte daran, daß sie die Haustür nicht geschlossen hatte. Es konnte Durchzug entstehen, demnach hatte das Zittern der Tür eine natürliche Erklärung.

Lisa atmete auf. Sie gab sich selbst mit dieser Ausrede zufrieden. Dennoch wollte sie genauer nachschauen, schlich auf leisen Sohlen zur Tür und öffnete sie.

Die Küche war ziemlich groß. Darauf hatte man früher Wert gelegt. Licht brannte nicht.

Lisa schaltete es ein. Der Raum wurde hell, und die Frau sah das Grauenvolle mit einer nahezu brutalen Deutlichkeit.

Der Unheimliche stand neben dem Tisch. Mit seiner linken Hand hatte er sich auf die Platte gestützt. Dabei hielten seine Finger noch den Griff eines Küchenmessers fest.

Den rechten Arm hielt er ausgestreckt, und er deutete in Lisas Richtung, wobei ihr diese Bewegung wie eine Anklage vorkam, denn der Arm hatte keine Hand mehr.

Die hatte in dem Brikettstück gesteckt!

***

Lisa Wiesner war unfähig, sich zu rühren. Zu tief saß der Schock dieser plötzlichen Begegnung.

Weit hatte sie die Augen aufgerissen, und ihre Blicke glitten über die unheimliche Gestalt, die sie noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte.

Es war ein Wesen des Schreckens.

Konnte das überhaupt ein Mensch sein, der da vor ihr stand? Sie wollte es kaum glauben, obwohl der Eindringling menschliche Gestalt aufwies. Er war kahlköpfig. Sein Schädel glänzte ebenso bleich wie das Gesicht. Die Augen wirkten wie zwei Steine, denn in ihnen steckte kein Lebenszeichen mehr. Weißlich schimmerte die Iris, und das Wesen trug ein zerfetztes Hemd von blaßgelber Farbe. Dreck klebte an den Stoffresten und auch an der Hose.

Der Eindringling sagte nichts. Er streckte nur seinen handlosen Arm aus, ein Zeichen für Lisa, daß er etwas wollte.

Die Hand!

Genau! Er mußte die Hand suchen, die in dem Brikettstück gelegen hatte.

Aber wo hatte er sie verloren?

Sprechen konnte er nicht. Lisa schaute zu, wie er seinen Mund öffnete. Ein tiefes Maul starrte ihr entgegen, aus dem ein fauliger Geruch wehte.

Dieser Mann sah aus wie ein Toter.

Wie ein Toter! Als Lisa daran dachte, schüttelte sie sich. Das war nicht zu fassen, ein Toter, der lebte. Nein, so etwas konnte es nicht geben. Im Hals spürte sie ein Kratzen und erschrak zutiefst, als durch die Gestalt des Unheimlichen ein Ruck ging.

Jetzt kam er vor.

Lisa hörte es nun deutlich, daß sie sich vorhin nicht getäuscht hatte. Diese schlurfenden Schritte vernahm sie nun aus der Nähe. Das Wesen ging nicht, es schleifte über den Boden, und es bewegte auch seinen linken Arm.

Diese Hand hielt das Messer!

Lisa kannte das Küchenmesser. Sie hatte es oft benutzt. Bester Stahl aus Solingen, scharf und spitz.

Ein Stahl, der auch Menschen töten konnte.

Wie Lisa, zum Beispiel!

Sie zitterte. Es begann bei ihren Lippen, setzte sich auf den Wangen fort, und sogar die Zähne klapperten aufeinander. Die Angst war riesengroß, und noch immer war sie nicht in der Lage, einen Schrei auszustoßen, der ihren Mann gewarnt hätte.

Der Untote kam näher.

Er brauchte nur noch zwei Schritte zu gehen, um sein Opfer zu erreichen.

Langsam hob er die linke Hand. Jetzt deutete die Messerspitze schräg auf den Körper der Frau.

»Bitte!« flüsterte Lisa. »Bitte, ich… ich habe Ihnen doch nichts getan. Ich…«

Der Zombie ging noch einen Schritt.

Lisa schrie.

Da stieß er zu!

***

Karl Wiesner hatte den Garten durchwandert und dabei jede Ecke abgesucht.

Von einem Dieb oder Eindringling fand er nicht die geringste Spur. Aber Spuren.

An einigen Stellen war das Gras niedergetreten, und Karl wußte genau, daß er es nicht gewesen war.

Also hatte sich seine Frau nicht getäuscht. Es war jemand im Garten gewesen.

Nur - wer konnte das sein?

Diese Frage quälte Karl, und er dachte intensiv über eine Antwort nach. Es fiel ihm einfach keine ein, denn Nachbarn taten so etwas nicht. Blieb nur ein Fremder.

Tief atmete er ein. Er überlegte, ob er in den letzten Tagen Fremde im Ort gesehen hatte. Nein, so weit er sich erinnern konnte, war dies nicht der Fall gewesen.

Da hörte er den Schrei!

Er riß Karl Wiesner aus seinen Überlegungen, und der Mann wußte auch, daß dieser Ruf aus seinem Haus gekommen war.

Lisa.

Mit Entsetzen dachte er an seine Frau. Nur sie konnte den Schrei ausgestoßen haben, und Karl folgerte sofort richtig. Während er hier im Garten suchte, war es dem Einbrecher gelungen, ungesehen in das Haus zu gelangen, wo er die Frau überraschen konnte.

Selten in seinem Leben war Karl Wiesner so schnell gelaufen. Er jagte über den weichen Rasen, stolperte einmal, weil er nicht mehr an die aus dem Boden ragenden Platten dachte, und jagte weiter.

Jetzt ärgerte er sich, daß er die Haustür nicht geschlossen hatte. So war es praktisch seine Schuld gewesen, wenn der Einbrecher ohne Schwierigkeiten ins Haus gelangen konnte.

Karl Wiesner fiel gegen die offene Tür, drückte sie nach innen, wo sie gegen die Wand prallte und von ihm wieder aufgefangen wurde. »Lisa!« Seine Stimme gellte durch das Haus. »Verdammt, Lisa, wo bist du? Melde dich endlich!«

Er erhielt keine Antwort, blieb stehen und lauschte nur dem Echo seiner eigenen Stimme nach.

Schweratmend lehnte er sich gegen die Wand und schüttelte verzweifelt den Kopf.
Die Wohnzimmertür war nicht geschlossen. Er hatte einen freien Blick in den Raum und stellte fest, daß er leer war. Niemand hielt sich dort auf. Auch nicht Lisa.
Wo steckte sie dann?
Er glaubte nicht, daß sie das Haus verlassen hatte, denn er hätte trotz des Nebels etwas bemerkt.
Unten lag noch die Küche. Karl stand der verschlossenen Tür fast direkt gegenüber. Was lag also näher, als in diesem Raum nachzuschauen? Ein seltsames Gefühl breitete sich in seiner Magengegend aus, als er langsam auf die Tür zuschritt. Mit der rechten Fußspitze kickte er gegen sie. Knarrend schwang sie auf.
Karl sah den Tisch, einen Stuhl und einen großen dunklen Fleck, der sich ausgebreitet hatte und an einer schmalen Stelle als Lache in Richtung Tür rann.
Das konnte, nein, das war…
Blut!
In seinem Kopf schien etwas zu explodieren. Ja, es war Blut, und das Blut rann aus den Wunden, die den Körper seiner Frau Lisa bedeckten. Der Mann sah es, als er auf der Schwelle stand, Lisa am Boden liegend entdeckte und in die gebrochenen Augen schaute.
In tote Augen…
Das Gesicht des Karl Wiesner schien zu zerfließen. Am Mund begann es, pflanzte sich weiter fort, veränderte sich zu einer Grimasse, die eigentlich kaum noch Menschliches an sich hatte.
Zu groß war das Entsetzen.
Ein zögernder Schritt. »Lisa…« Gebrochen klang das Wort aus Karls Mund. »Meine Lisa…«
Er merkte nicht, daß er die Tür mit der Schulter weiter aufstieß und diese gegen ein relativ weiches Hindernis prallte.
Es befand sich im toten Winkel, aber in diesen fürchterlichen Sekunden achtete Karl nicht darauf. Er hatte nur Augen für seine Frau. Ständig ihren Namen flüsternd, näherte er sich ihr und hatte sie kaum erreicht, als er vor ihr auf die Knie fiel. Er dachte nicht mehr an das Blut, das den Boden bedeckte, nur das Gesicht interessierte ihn noch, das so ohne Leben und bleich war.
»Lisa…« Er ächzte den Namen. »Lisa, ich bitte dich…«
Der Zombie starrte auf den gebeugten Rücken des Mannes. Noch immer hielt er das Messer fest.
Nur etwas hatte sich verändert. Die Klinge zeigte einen roten Streifen…
Er bot ein grauenvolles Bild in dem toten Winkel der Tür, und Karl merkte davon nichts. Er hatte den Kopf noch weiter gesenkt. Sein

Rücken zuckte unter den verzweifelten Weinkrämpfen. Mit der linken Hand stützte er sich auf dem Boden ab, während die Finger der rechten über das Gesicht der Toten strichen.

Eine behutsame Geste, als wollte er seiner Frau nicht mehr wehtun…

Der Unheimliche stand hinter ihm. Ein grauenvolles Wesen, ohne Messer schon schlimm anzusehen, mit der Klinge aber ein unbeschreibliches Monstrum.

Um den Mann ebenfalls töten zu können, mußte er näher an ihn heran, dann würde er ihm nicht entgehen, wenn die Klinge nach unten raste.

Der Unhold ging vor.

Wieder konnte er die Füße nicht richtig vom Boden heben. Trotz des Schmerzes, der den hockenden Mann überflutet hatte, vernahm er das schleifende Geräusch hinter sich.

Ohne sich umgedreht zu haben, wußte er Bescheid. Er spürte den Mörder fast körperlich und schnellte in die Höhe, wobei er sich gleichzeitig umdrehte.

Für die Länge einer Sekunde starrte er den Zombie an. Karls Mund öffnete sich.

»Mörder!« ächzte er. »Verfluchter Mörder. Du hast sie getötet. Du hast sie umgebracht…!« Er sah die blutige Klinge. Ein Schrei drang aus seiner Kehle, dann warf er sich nach vorn.

Es war ihm egal, ob der Mann bewaffnet war oder nicht, er wollte den Mörder vernichten.

Und er fiel genau in den Stich!

Der Schmerz war fürchterlich. Er spürte den Stahl in der Brust, taumelte zurück, schrie und ächzte, prallte gegen den Tisch, der nach hinten rutschte und erst von der Kühlschrank-Kombination aufgehalten wurde.

Der Mann bog den Rücken durch. Er lag auf der Platte, die Augen weit aufgerissen, und er sah den Zombie, der nur eine Hand hatte. Aber in der anderen hielt er das Mordmesser.

Riesengroß wuchs die unheimliche Gestalt vor dem schmerzgepeinigten Mann auf.

Dann fiel sie.

Und mit ihr das Messer!

Die Welt des Karl Wiesner verschwamm in einem blutroten Nebel, aus dem es kein Zurück mehr gab…

***

In der Disco war nichts los gewesen. Zwei Stunden hatte Gerd dort verbracht, nur wenig getanzt und drei Cola getrunken. Eine davon »veredelt« mit Weinbrand.

Die meisten jungen Leute kannte er, auch wenn ihre Gesichter in der

dunklen Atmosphäre oft nicht zu sehen waren, sondern wie geisterhafte Schatten wirkten, die zu einem farbigen Leben erwachten, wenn sie in das zuckende Licht der Scheinwerfer gerieten, das sie mit einer Fülle aus buntem Licht übergoß.

Auch die heiße Petra hatte er gesehen, das Mädchen, mit dem er so gern einmal gegangen wäre. Er schwärmte von ihren rehbraunen Augen, dem verschmitzten Lächeln, aber sie hatte wohl keinen Bock auf ihn. So klein sie war, so scharfzüngig gab sie sich ihm gegenüber.

»Erst wenn du einen Wagen hast, können wir uns mal unterhalten«, sagte sie spitz, hatte sich umgedreht und war mit schwenkenden Hüften gegangen, wobei sich die gelbe Hose stramm um ihr Hinterteil spannte und Gerds Blick wie ein Magnet anzog.

»Kacke«, sagte er, leerte sein Glas und legte den Zwanziger hin. Er bekam nur zwei Mark zurück.

»Ihr werdet immer teurer«, beschwerte er sich bei der Kassiererin.

»Kannst ja woanders hingehen.«

»Macht ihr noch 'ne Disco auf?«

»Nein, geh in die Kneipe.«

»Danke!« Gerd drehte sich um, überquerte die Tanzfläche und näherte sich dem Ausgang. Vor der Tür atmete er die frische Luft ein. Trotz des Nebels kam sie ihm herrlich vor, denn in der Disco hatte der Rauch wie eine Wand gestanden.

Die Mopeds und Feuerstühle standen immer links vom Eingang an einer bestimmten Stelle. Dort hatte Gerd Wiesner auch sein Fahrzeug abgestellt. Wenn die Luft klar war, wurden die Zweiräder stets vom bunten Licht der Reklame übergossen. Diesmal schluckte der Nebel alles.

Lustlos schlenderte Gerd auf die Maschinen zu. Er hatte sein Moped ziemlich an den Rand gestellt.

So fand er es immer sehr schnell. Der Sattel war feucht, es machte ihm nichts aus. Er startete, gab ein wenig Gas und fuhr an.

Der schmale Lichtstreifen des Scheinwerfers war nicht mehr als ein gelber Fleck in der Brühe.

Ein Pärchen verließ die Disco.

Gerd erkannte Petra. Sie schmiegte sich an einen Knaben aus dem Nachbardorf. Er war ein Jahr älter als Gerd und fuhr schon einen Wagen. Als Petra den Jungen auf seinem Fahrzeug sah, ließ sie sich sogar von dem anderen küssen.

In Gerd stieg die Wut hoch. Viel schneller, als er es vorgehabt hatte, jagte er los, so daß der Kies unter den schmalen Rädern wegspritzte. Nicht einmal den Helm hatte er aufgesetzt. Er fuhr einen Bogen, erreichte die Straße und jagte in die Nebelwand hinein.

Das Röhren des Motors klang gedämpft, weil die grauen Schleier auch die Akustik schluckten. Gerd saß vornübergebeugt auf seiner

Maschine, die inzwischen ihre Höchstgeschwindigkeit erreicht hatte. Die Nadel zitterte bei 50 km/h.

Scharf war der Fahrtwind trotzdem. Er schnitt in das Gesicht des Jungen. Tränen traten in seine Augen. Aber auch Tränen der Wut, denn er dachte wieder daran, daß sich Petra dem Typ aus dem Nachbardorf so an den Hals geworfen hatte.

Gerd Wiesner hatte das Gefühl, als würden Tausende von Armen nach ihm greifen. Nebel schien ihn aufsaugen zu wollen, er lag dicht wie Watte über dem fast ebenen Gelände der großen Braunkohlengebiete des westlichen Teils von Nordrhein-Westfalen.

Auf der Straßenmitte fuhr er. Es war riskant, aber Gerd wollte die gestrichelte Linie sehen. Es durfte nur keinen Gegenverkehr geben, denn bei der Suppe war nicht viel zu sehen.

Plötzlich waren Lichter da.

Zum Glück hatte das Auto einen defekten Auspuff, so daß Gerd es rechtzeitig hörte. Sofort fuhr er scharf rechts ran und mußte achtgeben, daß er nicht im Graben landete.

Wie ein Geist mit leuchtenden Augen huschte der Wagen vorbei, und Gerd befand sich wieder allein auf der Fahrbahn.

Er hatte noch drei Kilometer zu fahren, dann war er zu Hause. Seine Wut verrauchte allmählich. Er fuhr auch nicht mehr auf der Straßenmitte, sondern hielt sich an die Verkehrsregeln. Zudem hatte er das Tempo ein wenig gesenkt.

Die Augen tränten immer stärker. Er hätte jetzt noch seinen Helm mit dem Schutzvisier aufsetzen können, das allerdings wollte er so dicht vor dem Ziel auch nicht mehr.

Gerd konnte fahren. Er beherrschte seine Maschine, auch wenn er an den Graben rechts der Fahrbahn oft bedrohlich nahe herankam.

Die ersten Gehöfte sah er.

Nicht mehr als kompakte Schatten innerhalb der Nebelwand. Einige Leute aus dem Ort arbeiteten nach Feierabend noch als Bauern und versorgten sich praktisch selbst. Der. Garten seines Vaters gab auch einiges her, war aber im Vergleich zum anderen Land ziemlich klein.

Schwach leuchteten die Laternen. Das Ortseingangsschild sah er überhaupt nicht. Der Nebel hatte es kurzerhand verschluckt.

Endlich war er da.

Die Straße wurde ein wenig enger und führte in eine Kurve. Sie durchschnitt den Ort praktisch in zwei Teile. Die Wiesners wohnten auf der rechten Seite.

Nur noch rund 200 Meter, dann hatte der Siebzehnjährige sein Ziel erreicht.

Niemand war ihm entgegengekommen. Bei diesem Wetter jagte man keinen Hund nach draußen.

Auch der Ort wirkte geisterhaft leer, und das Echo des

Motorengeräusches hallte dumpf von den Hauswänden zurück.
Da geschah es.
Gerd wußte nicht, woher die Gestalt gekommen war. Jedenfalls stand sie vor ihm, und für die Dauer einer Sekunde starrte er sie direkt an, als wäre überhaupt kein Nebel vorhanden.
Ein weißgelb schimmerndes Gesicht. Fratzenhand mit aufgerissenen Augen, eine Hand, die ein Messer hielt, und ein Arm ohne Hand. Sehr deutlich sah er dies, bevor er den Lenker nach links riß, von der Straße abkam und mit dem Vorderrad über den hohen Bordstein fuhr.
Er konnte sich nicht mehr halten. Zum Glück fuhr er nicht schnell. Die Kante wurde Gerd zum Verhängnis. Es katapultierte ihn förmlich vom Fahrzeug. Er prallte zu Boden, rollte sich ab und wurde trotzdem gegen eine Hauswand geworfen, wo er erst einmal liegenblieb.
Das Moped lag auch. Der Motor lief noch. Die Räder drehten sich, die Gestalt, aber war verschwunden.
Gerd Wiesner schimpfte. Er atmete tief durch, kam auf die Knie, befühlte seinen Körper und fand nichts, was gebrochen oder verstaucht gewesen wäre.
Noch einmal Glück gehabt, dachte er. Dennoch schwankte er leicht, als er aufstand, den Rücken durchbog und ein paarmal tief Luft holte. Ja, jetzt ging es schon besser.
Mit unsicheren Schritten trat er an sein Fahrzeug und hob es in die Höhe. Der Spiegel war abgebrochen, ein Schutzblech verkantet, aber die Maschine war noch fahrtüchtig.
Irgendwo in der Nähe wurde ein Fenster geöffnet. Jemand rief mit lauter Stimme: »Was ist denn los, zum Teufel? Immer diese widerlichen Ruhestörungen mitten in der Nacht.«
»Halt die Klappe!« rief Gerd zurück und verstellte dabei seine Stimme. Dann fuhr er wieder weg.
»Pack, verdammtes!«
Den Ruf hörte er kaum noch, bog in die nächste Seitenstraße ein und hatte wenig später sein Elternhaus erreicht.
Vor der Tür wollte er zunächst seine Maschine abstellen. Der Lichtkegel des Scheinwerfers fiel nicht auf das Holz der Haustür, sondern verlor sich in der Diele.
Die Tür stand also offen.
Das wunderte den Jungen. Plötzlich hatte er es eilig, stürmte in das Haus, rief nach seinen Eltern, und als seine Stimme verhallt war, fiel ihm die seltsame Stille auf.
Auch die offenstehende Küchentür.
Der junge Mann ging vor. Er fühlte sein Herz schlagen. Heiß rann es seinen Rücken hinab.
Irgend etwas stimmte nicht.
Sein Blick fiel in die Küche. Zunächst glaubte Gerd an einen Scherz.

Dann verzerrte sich sein Gesicht. Er öffnete weit die Augen, auch den Mund, und im nächsten Augenblick kam ein markerschütternder Schrei über seine Lippen.

Er schrie und schrie, bis er irgendwann einmal völlig entkräftet zusammenbrach. Aber da waren schon hilfreiche Hände zur Stelle, die ihn auffingen…

***

»Wenn da nicht die Aussage des Jungen gewesen wäre, hätte ich dich ja überhaupt nicht geholt«, sagte Will Mallmann zu mir, als er mich am Köln-Bonner-Flughafen herzlich begrüßte und mir mehrmals auf die Schulter schlug.

»Ich wäre wohl auch kaum gekommen.«

Will hob die Schultern. »Diesen kleinen Zwischenstopp konntest du doch einrichten. Außerdem befindet sich Suko längst in London, und wenn wirklich etwas Dringendes anliegt, mache ich allein weiter. Vielleicht kannst du am Abend schon wieder fliegen.«

»Das wäre mir auch recht«, erwiderte ich.

»Wieso?«

»Ganz einfach. Ich komme aus Australien, war zuvor in Tunesien, jetzt verschlägt mich der Weg nach Deutschland. Ich weiß gar nicht mehr, wie London aussieht.«

Will lachte. »Denkst du da nicht eher an Glenda?«

»Das auch.«

Wir hatten uns mittlerweile den Parkplätzen genähert, wo Will Mallmanns silbergrauer Manta stand, den er noch immer fuhr. So entschlossen der gute Kommissar als Polizeibeamter reagierte, so unentschlossen zeigte er sich beim Kauf eines neuen Wagens.

Als Will die Tür aufschloß, fragte er, ob Australien wenigstens erfolgreich gewesen wäre.

Ich stellte meinen Koffer auf den Rücksitz. »Ja, ich habe einen riesigen Bumerang vernichten können.«

»Wie das?«

Ich hob die Schultern. »Ganz schlau bin ich daraus auch nicht geworden. Es ging da im Prinzip um einen Eingeborenenzauber und einen geheimnisvollen Berg. Vielleicht höre ich noch etwas davon.«

»Hat dieser Bumerang denn Menschen getötet?«

»Leider.«

Will schüttelte sich und stieg ein. Auch ich nahm im Manta Platz. Kaum hatte ich die Tür geschlossen, als Will schon aus der Parklücke rangierte und die Auffahrt zur Autobahn unter die Räder nahm.

Wir fuhren in Richtung Aachen.

»Und jetzt erzähl mal, um was es wirklich geht«, sagte ich. »Am Telefon warst du ja ziemlich kurz.«

»Du weißt ja, die Kosten.«

Ich lachte nur und lauschte Wills Bericht.

Es ging um zwei Tote, die man gefunden hatte, und um eine Hand in einem Stück Kohle. Die beiden Toten waren ein Ehepaar. Messerstiche hatten den Menschen das Leben geraubt.

In der Nacht waren beide von dem heimkehrenden Sohn gefunden worden, der natürlich einen Schock erlitt, als er seine toten Eltern sah. Er war sofort in ein Krankenhaus eingeliefert worden und hatte auch geredet.

Immer wieder war ihm das schreckliche Erlebnis über die Lippen gekommen, aber noch etwas hatte er wiederholt. Den Fund einer Hand innerhalb eines Kohlestücks und die Begegnung mit der seltsamen Gestalt, als er sich auf dem Heimweg befand.

»Was sagst du dazu, John?« fragte mich der Kommissar.

»Das wäre alles gut und schön, Wenn es auch der Wahrheit entspräche.«

»Du zweifelst?«

»Ja.«

»Das hatte ich am Anfang auch getan.«

»Und was überzeugte dich, Will?«

»Die Hand ist tatsächlich gefunden worden. Wir vom BKA erhielten in einer routinemäßigen Meldung davon Mitteilung. Dieser seltsame Fund interessierte mich natürlich. So war es reiner Wissensdurst, der mich veranlaßte, mich hinter die Sache zu klemmen.«

»Was hast du herausgefunden?«

»In einigen Tagen kann man da nicht viel finden. Jedenfalls ist die Hand abgeschnitten worden, wie unsere Experten behaupten. Eigentlich alles normal, bis auf einige Kleinigkeiten, die mich stutzig machten.«

»Und welche sind das?«

»Es gab kein Blut mehr. Die Adern waren völlig ausgetrocknet. Auch Reste deuteten nicht darauf hin, daß die Hand von einer Person stammen könnte, die noch vor kurzem gelebt hat.«

»Und wenn sie jahrelang in der Kohle gelegen hat?« warf ich ein.

»Hätte die Analyse trotzdem anders lauten müssen.«

»Was haben denn die Eierköpfe gesagt?«

»Nichts. Sie wollen weitersuchen.«

»Eine Altersangabe?«

»Nein. Das heißt doch. Sie schätzen das Alter der Hand auf ungefähr hundert Jahre.«

Ich pfiff durch die Zähne. »Das ist aber ein Ding.«

Will lächelte. »Ich ließ mir alles kommen, was mit diesem Fund in einem unmittelbaren Zusammenhang stand. Dabei stieß ich zwangsläufig auf diesen Doppelmord. Seltsamerweise war der

männliche Tote dabei, als die Hand gefunden wurde. Zusammen mit seinem Sohn, wie wir aus den Aussagen des Gerd Wiesner wissen. Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, es hier mit lebenden Toten zu tun zu haben. Da kannst du sagen, was du willst, John. Deshalb habe ich dich angerufen.«

Ich nickte gedankenverloren. »War vielleicht gar nicht schlecht. Mich hat das ungefähre Alter der Hand ja auch stutzig gemacht. - Wo fahren wir hin?«

»Genau in den Ort, wo es passiert ist. Du wirst etwas kennenlernen, was du noch nie in deinem Leben gesehen hast.«

»Was denn?«

»Ein Bergwerk.«

»Wieso?«

»Braunkohle. Praktisch über Tage. Ein riesiger Abbau. Bagger hoch wie Türme. Es ist gewaltig, John, das kann ich dir versprechen.«

Will Mallmann sollte recht behalten. Etwa vierzig Minuten später erreichten wir das Braunkohlenrevier.

Eine sagenhafte Landschaft. Ein wenig hügelig, aufgerissen, aufgerauht. Dazwischen standen Maschinen, wie ich sie tatsächlich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte.

Gigantische Abraumbagger, Schaufelbagger und kilometerlange Fließbänder. Die ausgebaggerte Landschaft war zum großen Teil wieder rekultiviert worden, so hatte man Wälder angelegt und grüne Lungen geschaffen.

Zudem waren die Dörfer, die den Baggern weichen mußten, wieder an anderer Stelle neu aufgebaut worden, so daß die Menschen in ihrer Heimat blieben.

»Na?« fragte mich Will Mallmann. »Zuviel versprochen?«

»Nein. Es ist wirklich unbeschreiblich.« Ich deutete nach draußen. »Wir werden Nebel bekommen.«

»Sicher, gegen Abend.«

Über den Feldern und Gruben lagen dunstige Schleier, die wie gestreckte Tücher wirkten. Wir hatten die Autobahn längst verlassen und gerieten in den normalen Verkehr. Da begegneten uns Lkw, die in ihrer Größe schon an Schiffe erinnerten.

»Wie weit müssen wir noch fahren?«

»Ein paar Minuten«, sagte Will.

»Liegt der Junge noch im Krankenhaus?«

»Nein, man hat ihn heute entlassen, wie ich aus einem Telefongespräch erfuhr.«

»Und wohin wurde er gebracht? Doch nicht wieder zurück in sein Elternhaus?«

»Gott bewahre. Bei einer befreundeten Familie soll er sich aufhalten. Da müssen wir hin.«

»Wie heißen denn die Leute?«

»Knappe. Es ist eine Frau, die mit ihrem Freund zusammenlebt, einem Leutnant der Bundeswehr.«

»Ach so.«

An die Bundeswehr hatte ich mich optisch gewöhnen müssen, es waren zahlreiche Militärwagen unterwegs. Jeeps und auch Lkw, die unseren Weg kreuzten.

»Die haben Manöver«, bemerkte Will.

»Auch das noch.«

»Wieso?«

»Ich weiß nicht. Stell dir vor, es gibt diese lebenden Toten tatsächlich...«

»Das glaube ich schon.«

»Ja, Will, dann kannst du unter Umständen erleben, wie sie sich bewaffnen.«

»Du meinst bei den Soldaten?«

»So wird es sein.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand!« Will mußte mit der Geschwindigkeit herunter, denn wir hatten den Ort erreicht, in dem der Junge untergebracht war. Den Namen habe ich wieder vergessen, auf jeden Fall befand sich ein »rath« am Ende.

Ein nettes Örtchen. Schmucke Häuser, zumeist im Reihenhausstil, Menschen, die einen zufriedenen Eindruck machten und sich nicht über die Industrie beschwerten, die ihnen das Brot gab. Hier konnte der Betrachter erleben, daß Umwelt und Industrie Hand in Hand arbeiteten. Was man zerstörte, wurde wieder aufgebaut.

»Man hat sogar in der Nähe einen großen Erholungspark mit einem Kinderparadies geschaffen«, berichtete Will.

»Das finde ich gut.«

Jetzt wurden die Straßen eng. Will kurvte hindurch, hielt dann an, um nach dem Weg zu fragen.

Das Paar wohnte ein wenig außerhalb. Inmitten eines Gartens stand das Haus. Die kahlen Zweige der Obstbäume reckten sich vor und streiften die Hauswand.

Ein grüner Golf parkte vor dem Haus, und wir stellten unseren Manta dahinter.

»Da wären wir«, sagte Will, stieg aus und reckte sich. Ich tat es ihm nach.

Durch einen sorgfältig gepflegten Vorgarten schritten wir auf das Haus zu. Sonnenschein lag über dem Land. Er blendete uns sogar, denn die Sonne stand ziemlich tief.

Will Mallmann klingelte, hörte feste, fordernde Schritte, dann wurde die Tür aufgezogen, und vor uns stand ein Leutnant der Bundeswehr. Seine graue Uniform saß wie maßgeschneidert. Da wir tiefer standen,

schaute er auf uns herab.
»Sie wünschen, meine Herren?«
»Mein Name ist Will Mallmann. Ich bin Kommissar und…«
Der Uniformierte nickte. »Kommen Sie herein, Herr Mallmann. Wir haben Sie erwartet.«
»Danke.«
Ich stellte mich ebenfalls vor und erfuhr, daß der Leutnant Lothar Ziegler hieß.
»Eine schreckliche Sache«, sagte er leise, hatte den Blick gesenkt und knetete sein Kinn. »Ich komme damit nicht zurecht. Vielleicht folgt noch etwas nach. Was meinen Sie?« Er schaute uns aus seinen dunklen Augen scharf an.
Der Leutnant hatte schwarzes Haar, ein schmales Gesicht, scharfe Lippen und eine hohe Stirn.
»Das können wir nicht sagen«, antwortete Will an meiner Stelle. »Ich möchte gern mit dem jungen Mann sprechen.«
»Das können Sie!« Der Leutnant schaute auf die Uhr. »Mich entschuldigen Sie jetzt. Ich muß leider Streife fahren.«
»Sind Manöver in der Nähe?« fragte ich.
»Keine direkten Manöver. Unsere Truppen sind nur mal ins Gelände gegangen.«
»Viel Spaß.«
»Danke.«
»Lothar, was ist denn?« Aus der ersten Etage hörten wir die Stimme einer Frau.
»Die Herren von der Polizei sind eingetroffen.«
»Warum sagst du mir das nicht?«
»Du hast nicht gefragt.«
»Ach, hör doch auf!« Schritte polterten die Treppe hinab. Dann tauchte die Gestalt einer Frau auf.
Wir sahen einen langen, dunkelroten Rock mit feinem Muster, einen ebenfalls dunklen Pullover, der recht gut gefüllt war, und lange, schwarze Haare, die ein etwas bleich wirkendes Gesicht mit großen, dunklen Augen umwehten.
Das also war Frau Knappe. Eine noch ziemlich junge Person. Ich schätzte sie auf Mitte Zwanzig.
Vor uns blieb sie stehen, ein wenig atemlos, lächelte und schaute uns der Reihe nach an. »Wer ist denn Kommissar Mallmann?« fragte sie.
»Ich«, sagte Will.
»Dann darf ich Sie begrüßen, Herr Kommissar. Ich bin Katharina Knappe. Meinen Lebensgefährten haben Sie ja bereits kennengelernt.«
Lothar Ziegler meldete sich. Er deutete auf seine Uhr. »Ich muß los, Kathie.«
»Okay. Kommst du noch mal vorbei?«

»Nicht bei der Nachtübung.«

»Dann bis morgen.« Katharina Knappe gab ihrem Freund einen Kuß auf die Wange, drehte sich danach zu mir um und reichte mir ebenfalls die Hand.

Ich stellte mich vor.

»Sie sind Engländer?« Auf ihrem Gesicht zeichnete sich Überraschung ab.

»Ja.«

»Donnerwetter«, sagte sie. »Nie hätte ich gedacht, daß dieser Fall so hohe Wellen werfen könnte.«

Ich hob die Schultern. »Wir vermuten unter Umständen mehr dahinter.«

Die Frau erschrak. Ihre dunklen Augen wurden noch größer. »Was vermuten Sie denn?«

»Das wissen wir leider selbst noch nicht«, erwiderte ich.

»Deshalb müssen wir mit dem Jungen reden«, mischte sich Will Mallmann ein. »Wie geht es ihm überhaupt?«

Katharina Knappe hob die Schultern. »Den Umständen entsprechend.. Aber nicht sehr gut.«

»Können wir mit ihm reden?«

Sie nickte. »Das glaube ich schon, Herr Kommissar. Er wird froh sein, mit jemandem sprechen zu können.« Kathie Knappe drehte sich und deutete die Treppe hoch. »Wenn Sie mir folgen wollen.«

»Gern.«

Hinter ihr stiegen wir die Stufen hoch, hatten sehr schnell die erste Etage erreicht, wo sich bereits schräge Wände befanden, denn das Haus war nicht allzu hoch und das Dach tief angesetzt.

Die Zimmer lagen auf der rechten Seite. An der Wand links hingen Bilder moderner Graphiker.

An der letzten Tür blieb Frau Knappe stehen. Gegenüber befand sich ein Fenster. Sonnenstrahlen fielen durch die Scheibe und malten ein Muster auf die Tür.

Kathie Knappe klopfte an, bevor sie die Klinke nach unten drückte und die Tür aufstieß. Wir verstanden ihre Handbewegung und blieben zurück.

Die Frau streckte ihren Kopf in das Zimmer. »Du hast Besuch bekommen, Gerd.«

Die Antwort klang schwach. »Wer ist es denn?«

»Zwei Herren von der Polizei.«

»Schon wieder?«

»Ja. Aber sie sind nicht von hier.«

»Laß sie rein.«

Katharina Knappe gab den Weg frei, und wir betraten den Raum. Er war ziemlich klein. Ein Bett stand drin, ein Schrank und zwei Stühle.

Im Bett lag der Junge.

Ich erschrak, denn ich hatte selten in ein so blasses Gesicht geschaut. Darin fielen besonders die Augen auf, denn ihren Blick konnte man als unruhig bezeichnen.

Auf keinen Fall hatte der Junge die schrecklichen Erlebnisse schon verkraftet.

»Hat er Medikamente bekommen?« fragte ich Frau Knappe.

Sie nickte heftig. Ihre dunklen Augen flogen. Erst jetzt sah ich, daß einige mahagonifarbene Strähnen dar in eingefärbt waren. »Beruhigungsmittel.«

»Das ist gut.«

Dem Kommissar hatte ich bewußt die Führung des Gesprächs überlassen. Will Mallmann zog einen Stuhl herbei und setzte sich neben das Bett, während Kathie Knappe und ich stehenblieben.

Will stellte sich vor.

»Sie sind ein richtiger Kommissar?« fragte Gerd.

»Ja.«

»Wie aus dem Fernsehen?«

»So ungefähr.«

Der Junge lächelte, doch sehr schnell wurde er wieder ernst. »Ich glaube nicht, daß Sie den Mörder finden.«

Will wiegte den Kopf. »Das möchte ich nicht so einfach stehenlassen, wissen Sie.«

»Sie können ruhig du sagen.«

»Okay, Gerd. Wie kommst du zu deiner Meinung?«

»Ich habe den Mörder gesehen.«

»Da bist du sicher?«

»Ja, Herr Kommissar. Dem Mann fehlte eine Hand. Die hatten Vater und ich ja gefunden.«

»Und dann hast du den Mann gesehen?«

»Genau. Kurz vor unserem Haus. Er wäre mir fast vor das Moped gelaufen.«

»Was geschah dann?«

»Ich sah ihn und das Messer. Meine Eltern sind…« Seine Stimme versagte, und er mußte schlucken.

»Man… man hat sie ja mit einem Messer getötet, wie Sie wissen.«

Will nickte. »Das weiß ich. Nur ist es durch nichts bewiesen, daß es auch dieser Mann gewesen ist.«

»Wer sollte es sonst gewesen sein?«

»Kannst du dir ein Motiv vorstellen, weshalb der andere deine Eltern besucht hat?«

»Ja. Er wollte die Hand.«

Das war einfach gesagt und auch irgendwie einleuchtend. Will warf mir einen Blick zu.

Ich nickte. Etwas anderes hatte ich nicht erwartet.

Kathie Knappe stand neben mir. Die Arme hielt sie gesenkt, die Hände verkrampft, und ihre Mundwinkel zuckten. Aus der Rocktasche zog sie eine kleine Blechschachtel, öffnete den Deckel und holte eine selbstgedrehte Zigarette hervor, die sie sich mit zitternden Fingern anzündete. Dann ging sie zur Seite und setzte sich auf den freien Stuhl, der neben dem Tisch stand.

»Aber sie befindet sich nicht mehr in eurem Haus?« sagte der Kommissar.

»Das stimmt. Die Polizisten haben sie mitgenommen. Nur wußte das der Mörder nicht.«

»Kannst du ihn beschreiben? Oder anders gefragt, hast du diesen Mann schon gesehen?«

Der Junge wollte sich aufrichten. »Mann?« wiederholte er. »Nein, Herr Kommissar, das ist kein Mann.«

»Wieso das?«

»Er ist kein Mann und kein Mensch. Ich glaube an einen Toten. Ja, Herr Kommissar, an einen Zombie.«

Will lächelte skeptisch. »Du hast zu viele Filme dieser Art gesehen, mein Lieber.«

Gerd Wiesner verzog das Gesicht. »Ich wußte ja, daß Sie mir nicht glauben. Ich wußte es wirklich.«

»Wie kommst du darauf, einen Zombie gesehen zu haben?«

»Der sah so aus. Furchtbar. Bleich und so komisch, als wäre er richtig blutleer.«

»Wie die im Kino?«

»So ähnlich.«

Will schluckte. Was sollte er sagen? Er wollte nicht zugeben, daß es Zombies gab. Das hätte den Jungen zu sehr erschreckt.

»Kannst du ihn noch genauer beschreiben?« Zum erstenmal fragte ich, und sah auch Gerds Blick auf mich gerichtet. Ich stellte mich vor. Dabei verschwieg ich nicht, welcher Polizei-Organisation ich angehörte.

»Scotland Yard?« staunte der Junge.

»So ist es.«

»Das ist Wahnsinn.«

»So schlimm nicht. Aber beschreibe die Gestalt, die dir begegnet ist.«

»Ich versuche es. Es ist nicht lange her, ich weiß noch alles. Sie sah schlimm aus. Wirklich. Grauenvoll. Ein so bleiches Gesicht, zerfetzte Kleider.«

»Was denn? Hose und Hemd?«

»Beides. Die Farbe war schmutzig. Sie leuchtete auch weißgelb und zeigte Risse.«

»Darunter war er nackt?«

»Ja, Mister. Es ging alles so schnell, obwohl es mir damals lange vorgekommen ist. Es war neblig. Und dann verschwand die Gestalt wieder.«

»Ich danke dir. Hast du noch Fragen, Will?«

»Nein, John. Wenn welche auftauchen sollten, kommen wir noch einmal zurück.«

Kathie Knappe nickte dazu. »Das können Sie ohne weiteres, meine Herren.« Sie hatte die Zigarette ausgedrückt, erhob sich und trat ans Bett. »Und du, Gerd, ruh dich jetzt aus.«

»Wie spät haben wir denn?«

»Es ist kurz vor Mittag. Soll ich dir etwas zu essen machen?«

»Nein, Kathie, ich habe keinen Hunger. Meine Eltern, wann werden sie begraben?« Beim letzten Wort versagte seine Stimme, und er begann zu weinen.

Kathie Knappe beugte sich über ihn. Sie streichelte seine Wangen. »Das hat noch Zeit, mein Junge«, flüsterte sie rauh. »Das hat wirklich noch alles Zeit. Ruhe du dich erst einmal aus. Es wird alles wieder gut werden.« Sie erhob sich und ging aus dem Zimmer. Ihre Mundwinkel zuckten.

Will Mallmann verließ den Raum als letzter. Er schloß die Tür.

Ich sah sein kantiges Gesicht. Dieser Besuch war ihm an die Nieren gegangen, und er hatte seine Hände zu Fäusten geballt.

Mich hatte das Gespräch ebenfalls mitgenommen. Es war grauenhaft gewesen. In diesen Augenblicken schwor ich mir, die Bestie zu jagen und zu stellen.

Falls es bei einem Zombie blieb.

Schweigend gingen wir nach unten. Katharina Knappe bat uns in den Wohnraum, wo wir auf der Couch Platz nahmen. Moderne Möbel schmückten das Zimmer. Helles Holz und helle Polster gaben dem kleinen Raum einen gemütlichen Touch.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte sie.

Wir lehnten beide ab.

Sie zündete sich wieder eine Selbstgedrehte an. »Glauben Sie das, was Gerd da gesagt hat?« fragte sie uns.

»Da wir ihm im Moment nicht das Gegenteil beweisen können, ja«, erwiderte ich, wobei mir Will durch sein Nicken zustimmte.

»Ich kann es nicht fassen.«

»Das nehme ich Ihnen ab, Frau Knappe. Es ist wirklich schrecklich, wenn man mit solchen Dingen konfrontiert wird.«

»Aber lebende Tote?« Sie verzog das Gesicht zu einem säuerlichen Ausdruck. »Das kann ich mir einfach nicht vorstellen. Gibt es denn so etwas in Wirklichkeit?«

»Leider ja«, erwiderte Will leise und schaute hoch.

»Was?«

Ich stand meinem deutschen Freund bei. »Es gibt Zombies, Frau Knappe. Wir selbst haben schon gegen sie gekämpft. Damit müssen Sie sich leider abfinden.«

»Dann kann Gerd also recht gehabt haben?«

»Das ist möglich.«

Die Frau schüttelte den Kopf, wobei sich Unglauben auf ihrem Gesicht ausbreitete. »Wenn es die wirklich geben sollte, wo könnten sie herkommen?« hakte sie nach.

»Das ist die Frage«, sagte ich.

Will Mallmann hob seinen Arm. »Auch ich habe mir darüber Gedanken gemacht«, erklärte er. »Dabei gehe ich davon aus, daß wir dieses gesamte Gebiet oder den ganzen Landstrich einmal näher unter die Lupe nehmen sollten. Hier wird doch Braunkohle gefördert.«

»Das ist richtig«, bestätigte die Frau.

»Gut. Ich habe gelesen, daß Dörfer verschwinden und an anderer Stelle wieder aufgebaut werden.«

»Korrekt.«

Will beugte sich vor. »Und zu jedem Dorf wird auch ein Friedhof gehören«, fuhr er fort. »Was ist, mit den Toten geschehen, die in den Gräbern lagen?«

Die Antwort kam nicht sofort. Katharina Knappe setzte sich nur aufrecht hin und schaute Will ins Gesicht. »Moment, Sie denken…«

»Ich denke gar nichts, Frau Knappe. Ich habe Ihnen nur eine Frage gestellt.«

»Die Toten werden umgebettet.«

»Von wem?«

»Das hat eine Gesellschaft übernommen.« Sie schüttelte den Kopf. »Unsinn. Darum kümmern sich die Abbaufirmen. Es gibt da Abteilungen, die sich mit diesem Problem beschäftigen. Ein Abteilungsleiter ist mir persönlich gut bekannt.«

»Wie heißt der Mann?«

»Matthias Äcker!«

»Dann müßten wir mit ihm reden«, sagte ich.

Kathie Knappe verzog das Gesicht. »Ja, meinetwegen.«

»Haben Sie etwas?«

»Eigentlich nichts, aber ich mag den Mann nicht besonders, wissen Sie. Nicht jeder Mensch kann einem sympathisch sein, das müssen Sie verstehen.«

»Das ist völlig verständlich. Hier geht es auch nicht um persönliche Beziehungen, sondern allein um die Sache.« Ich schaute auf die Uhr. »Wahrscheinlich befindet sich Herr Äcker jetzt im Dienst oder?«

»Soviel ich weiß, ja. Sie betten um.«

»Dann können wir es miterleben?« fragte Will.

»Wahrscheinlich.«

»Wissen Sie, wo das geschieht?«
»Nein, aber ich kann mich erkundigen.« Katharina Knappe stand auf und ging zum Telefon. Sie wandte uns den Rücken zu, deshalb sahen wir nicht, welche Nummer sie wählte.
Während sie sprach, unterhielt ich mich leise mit meinem Freund Will Mallmann. »Die Idee ist gar nicht schlecht. Möglicherweise kann uns dieser Herr Äcker weiterhelfen.«
»Das hoffe ich. Wobei ich mir den Kopf über ein Motiv zerbreche.«
»Ja, das weiß ich auch nicht«, gab ich zu.
»Vielleicht liegt es in der Vergangenheit dieses Landes begraben«, vermutete Will.
»Kann sein.«
Kathie Knappe hatte aufgelegt und drehte sich zu mir um. »Ich habe erfahren, was ich wollte. Sie brauchen nicht einmal sehr weit ins Gelände.«
»Und wo ist das genau?«
»Ich erkläre es Ihnen.« Die Frau erklärte es nicht nur, sie zeichnete es uns sogar auf. Wir schauten dabei zu und bedankten uns für ihre Hilfe. »Wahrscheinlich werden wir Ihnen noch einen Besuch abstatten.«
»Tun Sie das.« Sie brachte uns zur Tür. Daß sie noch eine Frage hatte, sahen wir ihr an, deshalb erkundigte ich mich danach. »Was haben Sie auf dem Herzen?«
»Sagen Sie, Herr Sinclair. Glauben Sie wirklich, daß es ein Zombie war, der dieses schreckliche Verbrechen verübt hat? Eine lebende Leiche?«
»Wir müssen damit rechnen.«
»Das finde ich grauenhaft.«
»Leider besteht das Leben nicht nur aus Sonntagen, Frau Knappe. Wir werden alles tun, um den Fall aufzuklären. Geben Sie bitte genau auf den Jungen acht.«
Ihr Blick schwankte zwischen Will und mir. »Glauben Sie denn, daß ihm etwas geschehen könnte?«
»Möglich ist alles.«
»Wieso?«
Will redete jetzt. »Der Mörder sucht seine Hand. Und er wird sich unter Umständen an die Person halten, die mehr über den Verbleib weiß.«
»Dann müßten wir ja Polizeischutz haben…«
»Wenn Sie niemandem öffnen, wird es schon klappen. Wie gesagt, es ist nur eine Vermutung.« Will schaute auf die Uhr. »Jetzt wird es Zeit. Sollen wir Herrn Äcker grüßen?«
»Nein, bitte nicht.«
»Gut, dann bis später vielleicht.«
Wir verließen das Haus und stiegen wieder in den silbergrauen

Manta. Der Motor orgelte, und wir vernahmen das hohe Singen des Keilriemens, der nicht richtig gespannt war.
»Wird Zeit, daß du dir einen neuen Wagen kaufst«, sagte ich zum wiederholten Male.
»Da warten wir mal bis zum nächsten Jahr«, gab Will zurück und legte einen Kavalierstart hin, der mich gegen die Rückenlehne drückte. Jetzt wollte er es mir aber zeigen, der gute Will, und er amüsierte sich über mein Grinsen…

***

Wir fuhren über Wege, die das Abbaugelände durchschnitten. Sie waren zwar asphaltiert, aber stark verschlammt.
Einmal begleitete uns ein Förderband. Wie eine graue, schnurgerade Riesenschlange kam es uns vor, und in den aufgerissenen Tälern sahen wir die Menschen mit den gigantischen Maschinen arbeiten. Gegen diese Wunderwerke der Technik wirkten die Arbeiter fast klein wie Ameisen.
Wenn uns hochbeladene Lastwagen entgegenkamen, mußten wir immer scharf rechts an den Fahrbahnrand, um eine Kollision zu vermeiden, denn die Fahrer fuhren wirklich einen heißen Reifen. Sie brauchten auf den Straßen auch kaum mit normalem Verkehr zu rechnen.
Wir gelangten an eine Kreuzung. Von rechts kam ein beladener Lastwagen. Will stoppte. Ich schaute auf den Plan. »Links geht es her«, sagte ich dem Kommissar.
»Okay.«
Tiefer stachen wir in das Gelände hinein. Ein immens großer Schaufelradbagger geriet in unser Sichtfeld. Er sah aus wie ein überdimensionales Riesenrad, drehte sich und holte gewaltige Berge von Erde aus dem Boden. In jeder Schaufel hätte mindestens ein Pkw Platz gehabt.
»Das ist wirklich das Energiezentrum Europas«, lobte Will Mallmann diesen Landstrich.
Ich nickte beeindruckt.
Schon bald war der Bagger verschwunden. Ich sah ihn nur noch als stählernes Gerüst im Außenspiegel. Die Gegend änderte ihr Bild. Wir gerieten in ein Gelände, das für den Tagebau erschlossen wurde.
Große Wiesenflächen breiteten sich vor unseren Augen aus. Wir sahen vereinzelt stehende Gehöfte, die allesamt leer und verlassen waren. Man hatte sie schon räumen lassen.
Die Sonne stieg höher. Nebelwolken dampften weg. In einigen Stunden würden sie wiederkommen und die Umgebung mit ihren grauen »Tüchern« bedecken.
War das dann die Zeit der Zombies?

Ich hoffte es nicht, atmete tief durch und folgte der Straße mit meinen Blicken. Will lenkte den Manta in eine Kurve. Ein Waldstück nahm uns die Sicht, dann sahen wir leere Häuser, aus deren Mauerwerk die scheibenlosen Fenster wie viereckige Augen schauten.

»Das ist das Dorf«, sagte Will.

»Brauchen wir nur noch den Friedhof zu finden.«

»Kein Problem.« Will Mallmann deutete nach links. »Da haben wir den Platz schon.«

In der Nähe parkten einige Wagen. Auch Menschen sahen wir. Sie bevölkerten den Friedhof und waren dabei, Gräber auszuheben. Will lenkte den Wagen dorthin, wo die anderen Fahrzeuge parkten.

Wir wurden beobachtet, als wir ausstiegen und auf die Gruppe der Männer zugingen.

Zwei Leute standen dort, die keine Arbeitskleidung trugen, sondern helle Staubmantel.

Der Kleinere der beiden ging ein paar Schritte vor, blieb stehen und schaute uns an.

Er war ziemlich klein, schon alter, hatte ein rundes Gesicht und eine Halbglatze. Dabei wippte er ein wenig auf den Zehenspitzen. Seine schwarzen Schuhe zeigten lehmige Schmutzränder.

»Was wollen Sie, meine Herren?«

Will hatte seinen Ausweis gezückt. »Kommissar Mallmann«, stellte er sich vor. »Wir suchen Herrn Matthias Äcker.«

»Der bin ich.«

Will lächelte. »Das ist ausgezeichnet.« Er drehte sich zu mir um und stellte mich vor.

»Engländer?« fragte Äcker.

»Ja.«

»Kollegenaustausch, wie?«

»So ungefähr«, gab ich zu.

»Kommen Sie zur Sache«, sagte Äcker, der sich hier wie ein kleiner König aufspielte. »Was hat Sie hergeführt?«

»Erstens ein Doppelmord und zweitens eine Umbettung.« Will gab die Antwort und traf bei Äcker auf Staunen.

»Was haben Sie mit der Umbettung zu tun?«

»Wir nichts. Aber wir wollten uns die Sache mal erklären lassen«, sagte ich.

Äcker rieb seine kalten Hände. »Ja, das ist gut. Ich habe einen Wahlspruch, müssen Sie wissen. Wir betten Sie um - hier liegen Sie richtig.« Er lachte meckernd über seinen angeblichen Witz, winkte uns zu und führte uns auf den Friedhof.

Die Arbeiter erledigten ein makabres Geschäft. Sie wühlten die alten Gräber auf und holten die Toten aus der Erde. Maschinen sorgten dafür, daß die Gräber schnell geöffnet werden konnten. Nur noch den

Rest schaufelten die Arbeiter auf.

Soeben hatten sie wieder ein Grab geöffnet. Wir gingen hin und schauten zu.

Sargtrümmer lagen in der Grube. Bleiche Knochen schimmerten dazwischen. Einer der Männer sprang in das Grab und begann damit, die Knochen aufzusammeln. Zuerst nahm er einen bleichen Totenschädel hoch und reichte ihn seinem Arbeitskollegen, der den Schädel behutsam nahm und ihn auf eine Plane legte.

Andere Knochen folgten. Zum Teil mit feuchter Erde bedeckt, die in kleinen Klumpen an ihnen klebte.

Keine schöne Arbeit.

Äcker schien meine Gedanken erraten zu haben, denn er meinte: »So etwas muß halt sein. Wir sorgen dafür, daß kein Knochen verlorengeht. Die neuen Gräber sind bereits an anderer Stelle wieder ausgehoben worden. Das lauft alles wunderbar.«

»Haben Sie schon mal einen Zombie gefunden?« fragte ich.

Äcker drehte sich scharf um. »Was ist das denn?«

»Eine lebende Leiche!«

Er lachte, und auch die Umstehenden stimmten in dieses Gelächter mit ein. »Das glauben Sie doch wohl selbst nicht, mein Herr. Lebende Leichen, wo gibt es denn so etwas?«

»Vielleicht hier in der Gegend.«

»Reden Sie keinen Unsinn.«

Will Mallmann wandte sich an den Mann, und er wechselte auch das Thema. »Kennen Sie sich eigentlich in der Geschichte dieses Landstriches aus, Herr Äcker?«

»Das will ich wohl meinen.« Er wollte weiterreden und zog dabei ein Gesicht wie jemand, der von seiner Sache überzeugt war, sich selbst sehr wichtig nahm und zu einem Vortrag ausholte. Das aber wollten wir auf keinen Fall.

»Ich meine das anders«, sagte Will schnell. »Ist hier schon etwas Außergewöhnliches passiert? Zum Beispiel in den letzten 100 Jahren, wenn Sie darüber Bescheid wissen.«

»Meinen Sie Unfälle?«

»Könnte sein.«

Äcker wiegte nachdenklich den Kopf.

»Denken Sie mal an ungewöhnliche Ereignisse. Hat es spektakuläre Unfälle gegeben? Die können ruhig eine Weile zurückliegen.«

»Da müßte ich aber nachdenken.«

»Tun Sie es.«

Der Mann verzog das Gesicht. »Ich kann mich wirklich nicht…«

»Da war was, Herr Äcker.« Der zweite Angestellte, wesentlich jünger als Äcker, mischte sich ein.

»Wieso?«

Der Jüngere rückte seine Goldrandbrille zurecht. »Vor fast 100 Jahren, als das hier alles richtig losging, sollen doch fünf Arbeiter verschüttet worden sein.«

»Ach, das meinen Sie, Feldmann. Vergessen Sie es! Die Sache ist schon Legende.«

»Nicht unbedingt«, mischte ich mich ein. »Was ist denn damals geschehen?«

Matthias Äcker schaute mich unwillig an.

»Ein… ein Unglück. Sie wissen ja, damals war die Technik noch nicht ausgereift, und fünf Bergleute wurden begraben.«

»Durch was?«

»Zugeschüttet. In den Archiven können Sie es nachlesen. Niemand konnte sich vorstellen, wie so etwas überhaupt passierte. Aber es gab einige Leute, die warnten und sprachen vom Teufel, von einem verfluchten Ort, wo es angeblich nicht geheuer war. Es stand auch eine alte Hütte dort. Aber das ist Quatsch.«

»Können Sie uns sagen, wo das geschah?« wollte ich wissen.

»Ja, im toten Tal.«

»Und wo liegt das?« fragte Will.

Äcker drehte sich halb. »Nicht weit von hier. Vielleicht vier Kilometer. Die Gegend ist rekultiviert worden. Sie finden dort Wald und eine Siedlung.«

Will nickte mir zu. »Dann fahren wir dort mal hin.«

»Aber was wollen Sie da?« rief Herr Äcker. »Sie sind doch sicherlich wegen des Doppelmordes hier.«

»Natürlich.«

»Im toten Tal finden Sie den Täter bestimmt nicht.«

»Das überlassen Sie mal uns«, erwiderte der Kommissar, hob die Hand zum Gruß, drehte sich um und ging.

Ich schloß mich meinem Freund an.

»Dieser Äcker ist wirklich seltsam«, sagte ich.

»Ja, und sehr von sich eingenommen.«

»Jeder halt sich immer irgendwie für den Größten.«

Als wir in den Manta stiegen, warf ich noch einen Blick zurück. Herr Äcker schaute uns nach.

Selbst aus dieser Distanz sah ich sein Kopfschütteln. Wahrscheinlich hielt er uns für Spinner. Das hatten schon viele getan und mußten sich anschließend eines Besseren belehren lassen.

Das damalige Unglück ging mir nicht aus dem Kopf. Da waren Menschen verschüttet worden, aus welchen Gründen auch immer, und man hatte von einem verfluchten Ort gesprochen.

Bestimmt entsprach einiges an dieser Geschichte den Tatsachen. Und wenn es nur ein winziger Rest war, der zurückblieb, doch durch bestimmte Ereignisse konnte dieser Rest sich so aufblähen, daß er zu

einer gewaltigen Bombe wurde.

Vorstellbar war es kaum, denn als wir den Fleck erreichten, wo alles passiert sein sollte, sahen wir ein schmuckes Dorf vor uns liegen, dessen Häuser vom herbstlichen Sonnenschein gebadet wurden.

Will hatte die Geschwindigkeit gesenkt und fuhr langsam in den Ort hinein.

»Hier kann ich mir wirklich keine Zombies hindenken«, sagte er und erntete meine Zustimmung.

Der Ort lag in einem gewaltigen Tal. Der Turm einer Kirche stach in den blanken Herbsthimmel, und die Scheiben eines großen Supermarktes blitzten im Sonnenlicht.

Davor befand sich ein großer Parkplatz, auf dem allerdings kein Wagen stand.

Dafür hatten sich zahlreiche Menschen versammelt. Obwohl wir nichts hörten, sahen wir ihnen an, daß sie erregt miteinander diskutierten.

Sofort wurden wir mißtrauisch.

Ich brauchte nichts zu sagen. Will Mallmann lenkte seinen Manta nach rechts und rollte auf den Parkplatz. Die ersten Blicke trafen das Fahrzeug mit dem fremden Nummernschild und wurden noch mißtrauischer, als Will stoppte und wir ausstiegen.

Nicht sehr eilig schlenderten wir auf die Menschengruppe zu. Zum großen Teil waren es Frauen, die sich versammelt hatten, nur wenige Männer sahen wir, dafür mehr Jugendliche.

Die Leute sahen blaß aus. Sie hatten Angst, das spürten wir. Aber wovor fürchteten sie sich?

»Dürfen wir mal durch?« fragte Will Mallmann höflich und ließ dabei seinen Ausweis sehen.

Schweigend machte man uns Platz.

Durch eine Gasse schritten wir und sahen nun, was bisher unseren Blicken verborgen geblieben war.

Ein schreckliches Bild.

Inmitten einer großen Blutlache lagen die Toten.

Zum Glück keine Menschen, sondern Tiere…

***

Dennoch war es erschreckend. Ich schüttelte mich, während Will neben mir ein »Mein Gott!« ausstieß.

Hunde und Katzen jeglicher Rasse und Größe lagen dort übereinander, wie hingeworfen.

Ich griff zur Zigarettenschachtel und zündete mir ein Stäbchen an, um das grauenvolle Bild ertragen zu können. Und Will Mallmann fragte leise: »Wer hat das getan?«

»Sieht nach Zombie-Arbeit aus«, murmelte ich.

»Nur ein Zombie?«

Ich lachte leise. »Nein, dazu gehören mehr.«

»Das meine ich auch.«

Will Mallmann drehte sich um. Er wandte sich an die geschockten Bewohner. »Wie ist das passiert? Kann mir das jemand erklären?«

Murmeln, Kopfschütteln. »Heute morgen entdeckten wir die toten Tiere. Es war schlimm. Es gibt kein lebendes Tier mehr in dieser Siedlung. Wenigstens keine Katze und auch keinen Hund.«

Will rieb sich sein Kinn. »Haben Sie die Schutzpolizei alarmiert?«

»Klar«, sagte ein Mann, der einen speckigen Cordhut auf dem Kopf trug. »Man hat uns gesagt, daß sich eine Abdeckfirma um den Transport der Tiere kümmern will.«

»Haben Sie sich eigentlich Gedanken darüber gemacht, aus welchem Grunde das alles geschehen ist?«

Da mußten die Menschen passen. Gedanken hatte man sich wohl gemacht. Zu einer Lösung war man aber nicht gekommen. Man hatte einfach keine Erklärung für dieses Phänomen.

Der Mann mit dem Cordhut meinte: »Da muß jemand nachts durch den Ort gestreunt sein. Er hat diese Tiere gepackt und sie getötet. Regelrecht zerrissen worden sind manche.«

»Nichts geschieht ohne Grund«, sagte ich laut. »Wir hörten nämlich, daß es hier in der Nähe einmal ein Unglück gegeben hat. Es soll ungefähr hundert Jahre zurückliegen. Hat jemand von Ihnen davon gehört, meine Damen und Herren?«

Ja, das hatten einige.

»Aber was hat das Unglück mit diesem Massaker an den Tieren zu tun?« wollte eine Frau wissen.

»Sind die Verschütteten jemals gefunden, geborgen worden?« fragte ich weiter.

Man verneinte.

»Auch nicht bei späteren Arbeiten?«

Niemand wußte darüber Bescheid.

»Wo ist das Unglück denn geschehen?« wollte ich wissen. »Kann man uns den Ort zeigen?«

»Sie stehen genau da«, erklärte mir der Mann mit Cordhut. »Wo sich heute der Parkplatz befindet, geschah damals das Unglück, wenn man den alten Kirchenbüchern trauen kann.«

»Und in der letzten Zeit hat es hier wieder starke Erdverschiebungen gegeben?«

Das bestätigten mir die Leute.

»Kann sein, daß die lebenden Toten auf diese Art und Weise zurückgekommen sind!« flüsterte ich Will zu.

Er gab mir recht und fügte noch etwas hinzu. »Das scheint hier ein Tal der vergessenen Toten zu sein.«

Ich lächelte schmal. »Sehr gut gesagt, mein Lieber.«

Will Mallmann wandte sich an die Umstehenden und erkundigte sich, ob den Leuten irgend etwas aufgefallen war, was man mit dem Wort ungewöhnlich umschreiben konnte.

Er erntete Kopfschütteln. Keiner hatte etwas gesehen oder auch nur bemerkt. Auch fremde Personen waren innerhalb der letzten Tage nicht aufgefallen.

Die Bewohner und wir standen vor einem Rätsel. Wir wußten einfach keine Erklärung für dieses Phänomen.

Die Geschichte hatte dieses schreckliche Unglück damals zugedeckt. Jetzt war sie wieder aufgebrochen worden, drang an die Oberfläche mit vehementer Wucht, und das Böse schlug zurück.

»War der Platz nicht verflucht?« fragte ich laut.

Zuerst erhielt ich keine Antwort, dann begann jemand zu lachen. »Das sind Ammenmärchen«, sagte der Lacher.

Er war schon älter, schaute mich an und stemmte dabei seine schwieligen Fäuste in die Hüften. Auf dem Kopf trug er eine Schiebermütze.

»Wissen Sie über die Ammenmärchen Bescheid?«

»Etwas.«

»Erzählen Sie ruhig«, forderte der Kommissar den Mann auf. »Bitte, wir hören gern zu!«

»Hier stand mal ein Haus«, sagte der Mann. »Darin lebte ein Einsiedler. So ein richtig komischer Typ, der von den anderen Leuten gemieden wurde. Er selbst ließ sich kaum blicken, und wenn er in die Dörfer kam, sprach er nur vom Teufel, der ihm mal erschienen war und die Erde unter seine Kontrolle gebracht hatte. Dann kamen die ersten Bagger, räumten hier weg, und der Einsiedler verfluchte die Arbeiter. Er versprach ihnen den Tod, der ja auch eingetreten ist.«

»War das alles?« wollte ich wissen.

»Ja.«

»Hatte der Mann auch einen Namen?« fragte Kommissar Mallmann.

»Sicher. Bevor er sich hierher verkroch, lebte er in Köln. Er soll reich gewesen sein und hatte auch Nachkommen. Alles ließ er im Stich, um sich hier zurückzuziehen.«

»Den Namen!« verlangte Will.

»Der Einsiedler hieß Richard Äcker!«

***

Leutnant Lothar Ziegler hatte seine Gruppe um sich versammelt. Er wollte eine kurze Lagebesprechung halten. Die zehn Soldaten vor ihm hockten im Halbkreis, hatten sich auf ihre Gewehre gestützt, die Helme zurückgeschoben und schauten ihren Vorgesetzten an.

Auch Lothar war umgezogen. Er trug jetzt Geländekleidung, einen

strapazierfähigen Drillich, und auf seinen beiden Schulterklappen blinkten silbern die Leutnant-Sterne.

»Ihr wißt, Männer, um was es geht. Nachtübung! Das sagt wohl alles, nicht wahr?«

Ziegler schwieg und wartete auf eine Antwort der Leute. Sie nickten nur. Es dauerte immer etwas, bis Rekruten den Mund aufmachten. Meist hatten sie keine Lust, was irgendwie verständlich war.

Ein Unteroffizier fühlte sich angesprochen. »Seid ihr Stockfische?« rief er wütend. »Macht eure Mäuler auf. Das hier ist kein Spaß und auch kein Indianerspiel.«

»Jawohl, Herr Unteroffizier!« leierte der Sprecher der Gruppe herunter, während der Schalk in seinen Augen blitzte.

Der Vorgesetzte lief rot an. Lothar Ziegler winkte ab. »Lassen Sie mal Schmitz, wir kriegen es schon hin!«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

Lothar Ziegler gab sich lässig. Er mochte den militärischen Drill nicht besonders, aber im Gelände mußte sich einer auf den anderen verlassen können, und gerade bei diesen Nachtübungen war es besonders wichtig. Deshalb erklärte Ziegler in einem ziemlich lockeren Ton: »Tut euch und mir den Gefallen und reißt euch zusammen. Diese Nacht werden wir überstehen. Wir haben einen besonderen Auftrag, und den führen wir auch durch. Wir müssen die Westflanke des Tals verteidigen. Ihr wißt, daß niemand durch die Linien kommen soll. Also haben wir uns einen Gefechtsplan zu machen, wo an jedes Detail gedacht ist. Ich möchte, daß jeder von euch mitspielt. Ist das klar?«

»Ja, Herr Leutnant«, antwortete der Chor.

»Dann wollen wir zu den Details kommen. Viel Zeit haben wir nicht mehr. Es wird bald dunkel, zudem neblig, und da sollten wir schon in den Stellungen liegen.« Ziegler öffnete die Klappe der Brusttasche und holte ein Papier hervor. Es war ein Lageplan. Auf dem Boden breitete er ihn aus, und die Männer hockten sich um ihn herum.

Über dreißig Minuten dauerte es, bis sie den Einsatz abgesprochen hatten. Ziegler gab noch eine Zigarettenpause und rauchte selbst. Dabei beschäftigten sich seine Gedanken mit dem unheimlichen Mordfall, der die Familie Wiesner betroffen hatte. Er fragte sich auch, wie es mit dem siebzehnjährigen Gerd weitergehen sollte. Für ein Heim war er zu alt, Verwandte hatte er keine mehr. Als Bekannte nur Katharina, die den Jungen schon von Kind auf kannte und ihn oft verwahrt hatte. Die Freundschaft war geblieben. Wenn alle Stricke rissen, mußte er eben bei ihnen wohnen, bis sich eine andere Möglichkeit ergab.

Die Sonne hatte sich bereits zurückgezogen. Feuchtigkeit schwängerte die Luft. Sie wurde immer stärker, und die ersten Nebelschwaden krochen kniehoch wie durchsichtige Schleier über das

sehr flache Gelände.

Lothar Ziegler war sauer. Da braute sich ein Sauwetter zusammen. Hinzu kam die Finsternis, dann würde wieder so gut wie nichts zu sehen sein. Die den Feind spielenden Soldaten konnten sich wunderbar durch die engen Stellungen schleichen und überraschend angreifen.

Der Leutnant schüttelte den Kopf. Job ist Job, dachte er und stand auf.

»Pause beendet!« rief Schmitz, der Unteroffizier.

Nicht gerade begeistert stemmten sich die Soldaten in die Höhe.

»Geht das nicht schneller?« giftete Schmitz.

Niemand nahm von seinen Meckereien Notiz. Die Männer verließen die Senke und sahen auf dem schlammigen Weg die beiden Jeeps stehen. Diese Wagen sollten sie zu ihrem Einsatzort bringen.

»Auf die Fahrzeuge verteilen!« befahl der Unteroffizier.

Die Rekruten stiegen ein. Es wurde zwar eng, das machte aber nichts. Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen. Blasen hatte sich jeder von ihnen schon geholt.

Lothar Ziegler saß im ersten Jeep. Neben dem Fahrer hatte er seinen Platz gefunden, stemmte sich ein und gab den Befehl zur Abfahrt. »Aber ohne Licht«, sagte er.

»Verstanden, Herr Leutnant.«

Die beiden Jeeps sprangen sofort an. Der Fuhrpark war gut in Schuß, das mußte man den Soldaten lassen. Und diese Fahrzeuge waren für das Gelände ideal.

Einen Weg oder Pfad gab es nicht. Durch Reifenrillen mußten sich die Räder wühlen. Fahrspuren, die von Treckern und Lastwagen zurückgelassen worden waren.

Die Männer wurden durchgeschaukelt wie auf einem Schiff bei mittlerem Seegang. Mit stoischen Gesichtern hockten die Soldaten auf den Sitzen und dachten an alles andere, nur nicht an ihren Job.

Braun zog sich das Gelände zu beiden Seiten der Fahrspur hin. Aber die grauen Schleier wurden allmählich dichter, und sie stiegen auch langsam höher.

Die Sonne war verschwunden, jetzt endlich konnte sich wieder der Nebel bilden.

Lothar Ziegler ärgerte sich ein wenig. Sie hätten doch früher fahren sollen, denn sie gerieten immer tiefer in die Nebelsuppe. Obwohl er ohne Licht fahren wollte, gab er den Befehl, die Scheinwerfer einzuschalten. Der Nebel war eigentlich nie gleich dicht. Es gab Stellen, wo er sich konzentrierte, und andere wiederum waren fast frei.

Ziegler schaute sehr oft auf die Karte. Seine Füße stemmte er am Bodenblech ab und sah zu, daß er das Gleichgewicht behielt. Er wollte

nicht zu sehr durchgerüttelt und von einer Seite auf die andere geschleudert werden.

»Sie kennen den Weg?« wandte er sich an den jungen Fahrer.

»Ja, Herr Leutnant. Erst einmal den Spuren folgen. Danach…«

»Sage ich Ihnen Bescheid.«

Das Gelände änderte sich wenig. Manchmal stieg es etwas an, fiel aber sehr schnell wieder ab, und der Leutnant starrte auf seine Karte, während graue Nebelfetzen den Wagen umflossen.

Lothar Ziegler nickte zufrieden. Ja, sie waren genau richtig. Bald würden sie eine Senke erreichen, die mit dichtem Buschwerk bewachsen war und deren eine Seite sich bis zur Westflanke des großen Tals hinzog. Da mußten die Soldaten Stellung beziehen. Der Nachteinsatz war mit den Verantwortlichen der Abraumgesellschaft abgesprochen worden.

Nicht weit entfernt lag auch eine der tiefen Gruben, in der ein Abraumbagger stand. Förderbänder führten aus der Grube in weit entfernter gelegene Teile des Gebietes.

Für einige Tage lagen die Maschinen still, und so konnten die Soldaten ihre Übung durchziehen.

Auch nachts wurde abgebaut. Da blitzten dann zahlreiche Lichter in der Dunkelheit wie gewaltige Sterne, und die Landschaft glich der eines utopischen Gemäldes.

Vollbremsung!

Nichtsahnend wurde Lothar Ziegler erwischt. Zum Glück hatte er sich abgestemmt, dennoch schleuderte ihn die Bremsung nach vorn. Er konnte noch seine Arme hochreißen, so daß er nicht mit dem Gesicht gegen die Scheibe donnerte.

Der Fahrer des zweiten Jeeps reagierte reflexhaft. Es glich schon einem kleinen Wunder, daß er nicht auffuhr, sondern das Lenkrad nach links drehte und sich rechts neben den ersten Wagen schob, wo er stehenblieb.

Lothar Ziegler sagte erst einmal nichts. Er hörte die anderen Soldaten schimpfen. Durch das plötzliche Manöver hatten sich einige von ihnen nicht halten können und waren aus dem Wagen gekippt.

Fluchend lagen sie im Matsch, und der Leutnant erlitt einen Wutanfall, was bei ihm nur selten passierte.

»Du verfluchter Idiot!« fuhr er den Fahrer an. »Was ist dir eingefallen, so zu…«

»Da, Herr Leutnant, da!« Der Mann reagierte überhaupt nicht auf den Anschiß. Er saß auf seinem Sitz und streckte den Arm aus.

»Verdammt, da sind welche!« meldete Schmitz vom anderen Wagen her.

Jetzt erst wurde Ziegler aufmerksam. Er blickte nach vorn und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Durch die

Nebelschwaden geisterten schattenhafte Gestalten, die allerdings keine Uniform trugen, sondern fast nackt aussahen und sehr schnell wieder von den grauen Schleiern verschluckt wurden.

Ziegler wischte über seine Augen. »Verdammt!« murmelte er. »Das ist doch nicht möglich.«

»Dann haben Sie sie auch gesehen?« fragte der Fahrer.

»Ja, zum Teufel.«

Unteroffizier Schmitz trat an den Wagen und stützte sich mit einer Hand am Blech ab. »Ich habe keine Erklärung, Herr Leutnant.«

»Wann haben Sie die mal, Schmitz. Außerdem hatte ich Sie nicht gefragt.« Lothar Ziegler schwang sich aus dem Wagen. »Sie bleiben mit den Männern hier, Schmitz. Ich schaue mir die Sache mal an. Vielleicht entdecke ich etwas!«

»Ja, Herr Leutnant!«

Lothar Ziegler bekam feuchte Hände. Er war kein ängstlicher Typ, beileibe nicht, aber dieses plötzliche Erscheinen der Gestalten hatten ihn doch ein wenig geschockt.

Wo kamen sie her?

Wieder mußte er an den schrecklichen Doppelmord denken und daran, daß man den oder die Täter noch nicht gefaßt hatte. Hinzu kamen Gerd Wiesners Aussagen. Braute sich da nicht einiges zusammen? Wurde nicht Stein für Stein zu einem Mosaik zusammengefügt?

Ziegler wußte, daß er den Lösungsknoten praktisch in der Hand hielt, aber er konnte ihn nicht entwirren.

Während die Waffen der Rekruten mit Manöver-Munition geladen waren, steckte im Pistolenmagazin des Leutnants scharfe Munition. Er öffnete die Klappe der Pistolentasche und zog seine Waffe hervor. So ganz geheuer war ihm das Ganze nicht.

Die Ellbogen schmerzten. Mit ihnen war er gegen die Scheibe gestoßen. Bald glaubte er, genau die Stelle erreicht zu haben, wo die Gestalten hergegangen waren.

Nur sah er nichts.

Eine breite, tief eingefräste Fahrspur im Boden, das war alles. Aber keine Fußspuren. Die anderen mußten wie Geister über den Erdboden geschwebt sein.

Tief atmete der Leutnant ein. Er war wirklich ratlos und schaute in die Richtung, in die auch die Gestalten gegangen waren. Noch einmal rief er sich die Szene ins Gedächtnis zurück, wobei er sich daran erinnerte, daß die Gestalten irgend jemand getragen hatten. Oder hatte ihm der Nebel dieses Bild nur vorgegaukelt?

Jedenfalls hatte sich die Brühe noch fester zusammengezogen. Der Jeep war schon nicht mehr zu erkennen, und die Gestalten würden erst recht nicht zu sehen sein.

Man stellte allmählich den Förderbetrieb ein, aber die Soldaten hatten ihre Aufgabe zu erfüllen.

Lothar Ziegler ging wieder zurück.

»Etwas gefunden, Herr Leutnant?« fragte Unteroffizier Schmitz.

»Nein.«

»Das ist wirklich ein Rätsel.«

»Ich weiß.« Ziegler stieg ein. »Fahren Sie weiter!« ordnete er an. »Wir müssen unser Ziel erreichen.«

Der Fahrer startete den Motor. Wohl war ihm nicht. Er fuhr sehr langsam an.

Der Leutnant hatte nichts dagegen einzuwenden. Seine Gedanken beschäftigten sich mit den seltsamen Gestalten und der vor ihnen liegenden Nacht. Dabei überkam ihn ein seltsames Gefühl, und er dachte daran, daß die Nacht bestimmt kein Vergnügen werden würde…

***

Auch Matthias Äcker hatte beschlossen, Feierabend zu machen. Er konnte zusehen, wie die grauen Schwaden sich immer mehr verdichteten und ihn sowie die Männer förmlich einschlossen. Noch zwei Gräber mußten sie ausheben, und das konnte auch am nächsten Tag erledigt werden. Deshalb ordnete er an, alles zusammenzupacken.

»Die beste Idee, die Sie seit langem hatten«, sagte einer der Arbeiter.

»Aber das holen wir nach.«

»Sicher, Chef, sicher.«

Äcker ärgerte sich oft, daß ihn die anderen nicht ernst nahmen. Er selbst sah sich als Respektsperson, aber da stieß er bei seinen Mitmenschen auf taube Ohren.

So schaute er nur noch zu, wie die Männer alles zusammenpackten.

Die Gebeine waren in vorbereitete und präparierte Kisten gelegt worden. Auf jeder Kiste stand eine Nummer. Mit heller Farbe gemalt, so daß sie nicht zu übersehen war. Dieselbe Nummer befand sich auch auf den neuen Gräbern, so daß Verwechslungen so gut wie ausgeschlossen waren. Und wenn die Knochen mal durcheinander gemischt wurden, wer merkte das schon? Man achtete eben aus Gründen der Pietät ein wenig strenger darauf, daß alles im Rahmen blieb.

Matthias Äcker bezeichnete sich selbst als *den* Fachmann für Umbettung. Unter seiner Aufsicht war noch nie etwas schiefgegangen.

Seit drei Monaten hatte man ihm einen Assistenten zur Seite gestellt. Einen jungen Vermessungsingenieur, den Äcker aber nicht akzeptierte. Zudem hielt er Informationen zurück, er wollte den zweiten Mann nicht zu viel wissen lassen.

»Sie fahren dann mit, Vogt, und sehen zu, daß die Knochen richtig

verstaut werden. Morgen machen wir weiter.«

Vogt nickte. Er nahm seine Brille ab und putzte die Gläser, sie beschlugen fortwährend. »Fahren Sie denn nicht mit, Chef?«

»Später. Ich habe ja meinen Privatwagen hier.« Äcker schaute in die Runde. »Ich hoffe, daß alles abgesperrt ist.«

»Wie meinen Sie das, Chef?«

»Mann, Vogt, stellen Sie sich nicht so an. Hat man Ihnen auf der Schule in Köln nicht beigebracht, daß die Gruben oft siebzig Meter tief sind? Wenn Sie da hinunterfallen, hilft Ihnen niemand mehr.«

»Chef, da muß ich widersprechen. Neulich stand in einer Kölner Zeitung, daß ein Kind den Sturz überlebt hat.«

»Weiß ich alles. Ist mir jetzt noch ein Rätsel.«

Aus dem Nebel lösten sich Schatten. Es waren keine Zombies, sondern die Gestalten der Arbeiter, die sich bei ihrem Chef abmelden wollten. »Wir fahren«, wandte sich der Vorarbeiter an seinen Chef.

»Gut, Sie wissen ja Bescheid.«

»Natürlich, Herr Äcker.«

»Herr Vogt wird Sie begleiten. Und seien Sie vorsichtig!«

Der Vorarbeiter lachte. »Was denken Sie denn? Ich kenne die Grube hier aus dem Effeff.«

»Dann bis morgen.«

»Kommen Sie, Herr Vogt. Sie können vorn bei mir sitzen. Ist ja eine Ihrer ersten Nebelfahrten durch das Gelände.«

»Allerdings.«

»Wenn Sie mal einige Jahre bei uns sind, ist so etwas schon Routine«, hörte Äcker den Mann reden.

Wenig später brummten zwei Motoren. Die Wagen fuhren ab. Geisterhaft glotzten die Augen der Scheinwerfer.

Äcker blieb zurück. Ihm paßte die Nebelsuppe auch nicht, aber noch intensiver dachte er über den Besuch der beiden Polizeibeamten nach. Es waren schreckliche Verbrechen geschehen, und Matthias Äcker hatte damit nichts zu tun. Er verabscheute die Taten, dennoch glaubte er, etwas herausgefunden zu haben.

Es hing mit den Aussagen des überlebenden Jungen zusammen. Gerd Wiesner hatte von einer seltsamen Gestalt gesprochen. Seine Worte waren in den Zeitungen gedruckt worden, man hatte sie oft nachlesen können. Und gerade über diese Gestalt war Äcker gestolpert. Ein Mensch hätte es den Beschreibungen nach nicht sein können. Eher ein Monster. Äcker glaubte nicht an Geister, auch nicht an Gespenster, aber an die Historie. Auch an die seiner Familie.

Und da war er auf etwas gestoßen, das ihn stutzig gemacht hatte. Er empfand es als einen Schandfleck. Ahnenforschung hatte er betrieben, und deshalb war ihm der Name Richard Äcker auch im Gedächtnis geblieben. Einer seiner Vorfahren hatte vor etwa 100 Jahren in dieser

Gegend als Einsiedler gelebt und sich mit Teufelsmagie beschäftigt. Das stand in den Chroniken. Dann war das Unglück geschehen. Fünf Bergleute wurden verschüttet, lebendig begraben. Die Aussagen der Zeugen waren festgehalten worden. Man konnte sie noch nachlesen. Zwar war niemand dabeigesessen, doch man wußte genau, welche Kleidung die Männer getragen hatten.

So einen Fetzen hatte auch der Mörder angehabt.

Es grenzte für Äcker schon an gelinden Wahnsinn, eine solche Theorie aufzubauen. Seltsamerweise mußte er aber stets daran denken, auch jetzt, als er zu seinem grünen Passat ging. Er hatte ihn ein wenig abseits geparkt, wo der Boden nicht so weich war.

Abgeschlossen hatte er die Türen nicht; er öffnete die linke, stieg ein und schnallte sich an. Dann startete er.

Das Licht der beiden Scheinwerfer wurde von der grauen Suppe reflektiert. In dieser Gegend ließ sich zwar recht gut wohnen, der Nebel jedoch war grauenhaft.

Wenn jemand bei dem Wetter fuhr, mußte er sich sehr genau auskennen.

Wie Äcker zum Beispiel. Er fuhr langsam. Im Schrittempo bewegte er sich voran. Ein paarmal schnalzte er mit der Zunge, denn er spürte einen trockenen Geschmack im Mund. Das war der typische Vorgeschmack auf etwas, das er sich später gönnen wollte.

Ein herrliches Bierchen in der Stammkneipe.

Der Passat schaukelte. Seine Reifen rollten über die tief eingefahrenen Spuren, Äcker wurde durchgeschüttelt, aber er hielt das Lenkrad fest umklammert, und ein verbissener Ausdruck zeigte sich auf seinem Gesicht.

Bald mußte er den Rand eines Abraum-Geländes erreicht haben, wo auch zwei gewaltige Bagger standen und ein kilometerlanges Fließband begann.

Da mußte er achtgeben, denn er wußte nicht, ob es auch Absperrungen gab. Ja, sie existierten.

Wie rote, blinkende Augen glühte die Absperrung in der Finsternis. Sie warnte.

Äcker fuhr langsam heran. Er mußte rechts vorbei, schaute nach vorn und schielte gleichzeitig zur Seite, um die Absperrung verfolgen zu können, denn sie bestand aus einer Reihe blinkender Lichter und Gitter.

Da sah er die Gestalt.

Zunächst hielt er sie für ein Nebelgespenst, eine Halluzination, denn die Schwaden gaukelten oft etwas vor. Hier aber war es echt.

Da stand jemand!

Äcker wußte nicht, wer es war, er kannte den Mann nicht, doch er sah, daß dieser reagierte.

Er ließ sich nach vorn fallen.

»Wahnsinn!« brüllte Äcker noch, da war es schon geschehen, und er konnte nichts mehr machen.

Der andere fiel so nach vorn, daß er genau auf die Kühlerhaube prallte. Äcker hörte das Dröhnen, trat auf das Bremspedal, brachte den Passat zum Stehen, und sein Gesicht verzerrte sich voller Wut.

Er wollte es dem verfluchten Kerl zeigen, der nicht von der feuchten Haube gerutscht war, sondern bäuchlings darüberlag, den Kopf gedreht hatte und auf die Frontscheibe starrte.

Trotz des Nebels konnte Äcker das Gesicht erkennen, denn es befand sich nah genug vor seinen Augen.

Welch eine Fratze!

Acker wurde die Luft knapp, als er in die bleichen, hohlwangigen Züge schaute und in die großen, tiefliegenden Augen, aus denen er Matthias Äcker anschaute.

Der Blick eines Toten!

Äcker empfand ihn wie einen körperlichen Schlag. Sofort dachte er wieder an seine Theorie, die er sich zurechtgelegt hatte, und ein außen entstehendes Kratzen an der Beifahrertür ließ ihn aufhorchen.

Da war noch jemand.

Äcker drehte sich um.

Das Gesicht war breit, platt. Es wirkte wie ein Pfannkuchen, als es sich von außen gegen die Scheibe preßte. Die Nase war ebenfalls eingedrückt, der Mund eine breite, rötlich schimmernde Masse.

Rechts und links der Fratze hatte die Gestalt ihre Handflächen gegen die Scheibe gedrückt. Es wirkte so, als wollte er das Fenster eindrücken.

»Das ist doch nicht wahr!« hauchte Äcker und schüttelte den Kopf. Er war ebenfalls blaß geworden und spielte wirklich mit dem Gedanken, wieder zu starten.

Er hätte nicht zögern sollen, aber Äcker konnte schlecht über seinen eigenen Schatten springen.

Ohne es zu wissen, hatte er einen großen Fehler gemacht. Die Beifahrertür war nicht abgeschlossen.

Das wußte auch der Unheimliche.

Eine Hand verschwand von der Scheibe, hinterließ noch eine feuchte Spur und packte zu.

Die Tür schwang auf.

Sehr hart, ruckartig, erreichte ihren Stoppunkt und schwang wieder zurück.

Der Zombie hatte die Zeit genutzt, sich gebückt und schob sich über den Beifahrersitz in den Wagen. Dabei streckte er seine Hand aus. Er hatte dicke, gelbweiß schimmernde Finger, das erkannte Äcker noch, bevor die Klaue zugriff.

Sie legte sich um seinen Arm!

Äcker stieß einen Schrei aus. Er hatte eigentlich nicht schreien wollen. Als er diese Berührung verspürte, konnte er einfach nicht anders. Seine Züge erstarrten, er schüttelte sich, und es gelang ihm, den Gurt zu lösen.

Vor seiner Brust wischte der schwarze Gurt schräg in die Höhe, und Äcker gelang es auch, den Hebel an der Innenverkleidung zu fassen, so daß er die Tür aufdrücken konnte.

Sie schwang nach außen. Der Zombie hatte nicht losgelassen. Äcker zerrte wie wild, hob seinen Arm und prallte damit gegen das Wagendach. Aber er kam frei.

Das geschah ruckartig. Matthias Äcker verlor sein Gleichgewicht. Er fiel aus dem Wagen und landete auf der kalten, nebelfeuchten Erde, wo er sich sofort herumdrehte und aufstand.

Der erste lag noch immer auf der Motorhaube. Er kümmerte sich nicht um den Mann, kroch nur weiter und schlug mit seinen Pranken gegen die Scheibe. Dabei geriet ihm ein Wischer zwischen die Finger, den er kurzerhand abbrach.

Äcker lief zum Heck des Wagens. Es war mehr ein Taumeln. Auf dem glatten Boden rutschte er öfter, versuchte, das Gleichgewicht zu halten und schrie, als er plötzlich den dritten sah.

Hinter dem Schrägheck des Passats hatte die Gestalt gelauert. Als Äcker in ihre Reichweite kam, stand sie auf.

Der Mann wollte noch stoppen, es gelang ihm nicht mehr. So beweglich war er nun doch nicht.

Der Zombie schleuderte seine Arme nach vorn, und Äcker schaffte es nicht mehr, den Händen auszuweichen. Rechts und links der Ohren schlugen die Finger in den Mantelstoff, rissen daran, und Äcker spürte die Kraft, die hinter dem Griff lag, als er auf den Unheimlichen zugezogen wurde, ohne sich dagegen wehren zu können.

Er klatschte sogar gegen ihn.

Das Gesicht des Mannes zerfloß. Entsetzen zeichnete seine Züge. Er ahnte, daß ihm etwas unvorstellbar Schreckliches bevorstand, und er begann, am gesamten Leib zu zittern.

Schon prallte er gegen den Zombie.

So dicht waren sie zusammen, daß Äcker den Gestank wahrnahm, den der Zombie abgab.

Ein fürchterlicher Geruch. Matthias Äcker hatte lange genug auf Friedhöfen gearbeitet und auch Leichen umgebettet, deren Körper noch nicht völlig verwest waren, aus diesem Grunde kannte er den Gestank. So roch Moder, so stank verwesendes Fleisch, und plötzlich spürte er die Hände des Zombies an seiner Kehle.

Äcker riß das Knie hoch.

Er hatte mit dieser Reaktion instinktiv das Richtige getan. Schmerzen

konnte er dem Zombie zwar keine zufügen, doch die Wucht des Stoßes reichte aus, um den Klammergriff zu sprengen.

Die Gestalt fiel nach hinten und zu Boden.

Der Weg war für einen Moment frei.

Äcker setzte über den Zombie hinweg.

Es war ein Sprung, den er sich selbst kaum zugetraut hatte, aber er schaffte ihn, kam weg und mußte die nächste Enttäuschung erleben. Aus dem Nebel löste sich eine weitere Gestalt.

Schwankend ging sie daher, hatte beide Arme ausgebreitet, um den Mann abzufangen.

Matthias Äcker duckte sich und wich nach links aus. Damit kam er weg von der Absperrung. Der Zombie griff ins Leere, aber Äcker hatte Pech.

Da war noch einer.

Und der schnappte zu.

Der Mann wußte nicht, woher diese Gestalt so plötzlich aufgetaucht war. Auf einmal starrte er in ihr ballonhaftes, bleiches Gesicht, und er sah die Messerklinge.

Das ist er! schrie es in seinem Kopf. Das muß er einfach sein! Der Killer, der Mörder.

Er war es auch, doch Matthias Äcker konnte mit seinem Wissen nichts mehr anfangen. Die Klinge fuhr nach unten.

Äcker schrie.

Ein Schrei aus Angst und Schmerz geboren. Er war nicht tödlich verletzt, konnte sich noch bewegen, taumelte zur Seite, sah seinen Mantel dunkel werden und dachte daran, daß es sein Blut war, das da aus den Wunden strömte.

Äcker wußte nicht mehr, was er tat. Er konnte sich nicht auf seinen Verstand verlassen, sonst wäre er nicht dorthin gewankt, wo sich das abgesperrte Gelände befand. Er sah noch die Gitter, und das Blinken der Warnleuchten ließ vor seinen Augen zahlreiche Sterne zerplatzen.

Da berührte er bereits das Gitter.

Durch sein Gewicht warf er ein Teilstück um. Die Lampen schaukelten heftiger, eine neigte sich dem Boden entgegen. Äcker stolperte über das Kabel und wankte weiter in die alles umfließenden Nebel hinein, während in Brust und Schulter ein beißender Schmerz wühlte. Dabei zuckte und hämmerte es in seinem Arm, als würden weitere Messerstiche in sein Fleisch einhacken.

Matthias Äcker torkelte durch den Lehm. Jedesmal, wenn er einen Fuß aufsetzte, klatschte es. Wasser spritzte in die Höhe, tropfte gegen die Hosenbeine und den Saum des Mantels, was alles unwichtig war.

Äcker taumelte weiter.

Die Zombies wollten ihn nicht entkommen lassen. Sie nahmen die Verfolgung auf.

Wie Puppen gingen sie, hatten Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, aber sie blieben dran.

Äcker keuchte.

Die Schmerzen verstärkten sich. Bei jedem Schritt, den er tat, glaubte er, seine Schulter würde explodieren. Er sah den Nebel nur mehr als blutrotes Gebilde, das vor seinen Augen wallte und sämtliche Perspektiven verzerrte.

Der Mann dachte auch nicht mehr daran, auf welch gefährlichen Pfaden er sich bewegte, denn er näherte sich dem Rand einer fast 70 Meter tiefen Grube immer mehr.

Nur noch wenige Meter waren es.

Aus der Grube stieg grau, satt und sichthemmend der Nebel.

Manchmal vernahm er krächzende Geräusche. Laute, die er nicht einordnen konnte. Die Zombies hatten sie ausgestoßen, und Äcker wußte, daß sie ihm auf den Fersen waren.

Er spürte den Boden kaum noch, weil er zu schweben glaubte. Bis er tatsächlich schwebte.

Nur für einen Moment, als er den Rand der Grube übertreten hatte.

Dann fiel er wie ein Stein.

Senkrecht, durch nichts mehr aufzuhalten. Er klatschte gegen einen Hang und wurde in die tödliche Tiefe geschleudert. Sein Schrei hallte durch den Nebel…

***

Wir hatten herausgefunden, wo Matthias Äcker wohnte, doch es war niemand zu Hause. Seine Frau ebenfalls nicht, doch eine Nachbarin erklärte uns, daß wir Äcker beim Umbetten finden konnten.

Wir bedankten uns bei der Frau und gingen wieder.

Will Mallmann zog ein saures Gesicht. »Den Weg also zurück.«

»Und das in deinem Wagen.«

Will drohte mir. »Beim nächstenmal meckere ich über deinen Bentley. Der ist auch nicht jünger. Wahrscheinlich noch älter.«

»Ich pflege ihn aber besser.«

»Angeber.«

Wir fuhren los. Plötzlich begann Will zu lachen.

»Was hast du?«

Der Kommissar schüttelte den Kopf. »Das Beste weißt du ja noch nicht, John.«

»Erzähle.«

»Hast du nicht die kleine Beule vorn am Kotflügel gesehen?«

»Nein, so genau schaue ich mir deine Schaukel nicht an. Ist dir jemand reingefahren?«

»Das nicht. Ich trage selbst die Schuld. Du kennst meine Garage. Sie ist ja ziemlich eng.«

»Kann man wohl sagen.«

»Da habe ich noch einen alten Schrank abgestellt, dann stand an der Seite ein Kasten Bier, und ich war zu faul, ihn wegzuräumen. Später dachte ich nicht mehr daran, als ich den Wagen in die Garage fuhr. Was soll ich dir sagen? Das Bier war hin, und ich erschrak mich so, als es klirrte, daß ich gegen den Schrank fuhr.«

»Deshalb also die Beule.«

»Richtig, John.«

Ich lachte innerlich, was Will wohl ärgerte, denn er sagte: »He, weshalb lachst du mich nicht öffentlich aus.«

»Brauche ich gar nicht. Von dir ist man ja so etwas gewohnt. Ich bin nur froh, daß auf dem Weg keine Bierkästen herumstehen. Das wäre mehr als peinlich.«

»Du kannst auch zu Fuß gehen.«

»Laß mal, da fahre ich lieber schlecht.«

Wenig später flachsten wir nicht mehr, da hielt uns der Nebel umfangen. Er hatte sich in der letzten Stunde weiter verdichtet. Obwohl die Dunkelheit noch nicht über das Land hereingebrochen war, konnten wir kaum etwas sehen.

Und bei dem Wetter mußten wir in das Gelände.

»Da nutzt auch keine Karte mehr«, sagte der Kommissar, der meine Gedanken erriet.

»Wie tief können die Gruben sein?« fragte ich.

»Kein Ahnung. Sicherlich fünfzig Meter.«

Ich zog ein bedenkliches Gesicht. »Fliegen kann dein Wagen nicht zufällig?«

»Nein, Mr. Geisterjäger.«

»Dann werden wir wohl beide zu Fuß gehen müssen, falls es schlimmer wird.«

Der Kommissar gab keine Antwort mehr. Er mußte sich auf die Fahrt konzentrieren. Schleichende Schleier umtanzten unseren Wagen. Ich glaubte nicht daran, daß wir den Weg noch einmal finden würden. Daß wir es trotzdem schafften, kam uns wie ein Wunder vor.

»Das ist Können«, sagte Will.

»Ich würde mehr auf Zufall tippen.«

»Du kannst einem auch jede Freude nehmen.«

»Freu dich lieber auf die Zombies.«

»Glaubst du denn, daß sie tatsächlich existieren?«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Verdammt, John, in dieser Nebelsuppe können die mit uns machen, was sie wollen. Vielleicht begehen wir auch einen Fehler, so durch die Gegend zu kurven. Was soll uns Matthias Äcker schon sagen können?«

»Vielleicht kennt er sich in seiner Familien-Geschichte aus. Irgendwo müssen wir eine Spur finden.«

»Stimmt auch wieder.«
Trotz aller Bemühungen verfuhren wir uns. Will hielt an, schüttelte den Kopf und sagte: »Ich könnte schwören, daß wir auf der Herfahrt hier nicht vorbeigekommen sind.«
»Dann siehst du mehr als ich, Will. Und das bei dem Nebel.«
»Doch, John.«
Ich deutete nach vorn. »Fahr weiter.«
»Und wenn wir in einer Grube landen?«
»Einigen wir uns auf zehn Minuten. Haben wir dann nichts erreicht, geht's wieder zurück.«
»Gut, auf deine Verantwortung.«
Auch ich war sehr skeptisch, denn wir hatten die normalen Straßen verlassen und rollten über den feuchten Lehmboden, der sich im Profil der Reifen festsetzte.
Die nächsten Minuten verliefen schweigsam. Wir waren beide sehr konzentriert. Trotz der eingeschalteten Scheinwerfer war so gut wie nichts zu sehen. In London konnte der Nebel nicht schlimmer sein. Ich hatte sowieso Glück mit meiner Landung in Köln, denn die Flughäfen Frankfurt und Hamburg waren »dicht«.
Der Zeitraum, den wir uns gesetzt hatten, war noch nicht abgelaufen, als wir beide zur gleichen Zeit das schwache rötliche Schimmern weit vor uns sahen.
Das waren Lichter.
Sie blinkten in bestimmten Abständen auf. Die Lichter standen hintereinander, so daß sie eine lange Kette bildeten, die warnte und eine Absperrung markierte.
Will fuhr noch langsamer. »Kannst du dir das erklären?« murmelte er.
»Möglicherweise befinden wir uns in der Nähe einer Grube.«
»Das wäre nicht gerade wünschenswert.«
Ich hob die Schultern. »Damit mußt du hier rechnen. Fahr noch mal näher ran.«
Das tat Will auch. Die Lichterkette wurde deutlicher. Es war in der Tat eine Warnkette, die man aufgestellt hatte, und wir sahen noch mehr. Einen abgestellten Wagen. Er stand etwas schräg. Das wäre uns nicht einmal komisch vorgekommen, bei dem glatten Boden mußte man damit rechnen, aber beide Vordertüren standen offen.
Ohne daß ich etwas zu sagen brauchte, verringerte Will Mallmann die Geschwindigkeit und hielt neben dem Fahrzeug. Ich hatte meinen Gurt bereits gelöst.
Das andere Fahrzeug war leer.
»Keiner zu sehen, wie?« fragte Will.
»Genau.«
»Weißt du was, John?«
»Nein.«

»Den Wagen kenne ich. Den habe ich vorhin gesehen. Und du auch. Er stand bei den Arbeitern. Also muß er einem von ihnen gehören.«

Jetzt fiel es mir auch ein. »Tatsächlich, Will, du hast recht. Aber wer ist der Besitzer?«

»Werden wir möglicherweise gleich haben.« Will ging um den Passat herum, schob sich an der Beifahrerseite in den Wagen und öffnete das Handschuhfach.

Er kramte im Licht der kleinen Lampe darin herum, bis er eine Karte gefunden hatte.

»Matthias Äcker«, rief er mir zu. »Da haben wir es.«

Ich verspürte leichtes Magendrücken, drehte mich um und schaute nach vorn. Da war ein Zwischenstück der Absperrung umgekippt. Es lag im Lehm und hatte einer Gewalt nicht mehr standhalten können.

Durch wen war das Teil umgeworfen worden? Da gab es eigentlich nur eine Möglichkeit.

Will sprach sie aus. »Äcker, John. Verdammt, ich glaube, sie haben ihn erwischt.«

Ich nickte nur und preßte die Lippen zusammen. Es sah wirklich böse aus, und ich fragte mich, wie lange es hergewesen sein konnte, daß Äcker in die Falle gegangen war.

Wir bückten uns beide und suchten auf dem Boden nach Fußspuren. Jetzt kam uns der weiche Lehm zugute, denn wir fanden zahlreiche Spuren. Alles deutete darauf hin, daß Äcker es mit mehreren Personen zu tun gehabt hatte.

»Das waren drei, wenn nicht noch mehr«, sagte der Kommissar.

»Die Geschichte erzählt von fünf verschütteten Bergleuten«, stellte ich richtig.

»Also fünf Zombies?«

»Bestimmt.«

Will Mallmann atmete tief ein. »Das kann ja heiter werden. Hinzu kommt noch der Nebel. Ich sehe schwarz.«

»Mal schauen, wie es so läuft. Wir sollten versuchen, den Spuren zu folgen, Will.«

»Glaubst du daran, daß Äcker noch lebt?«

»Vielleicht.« Ich hatte zu Boden geschaut und zuckte plötzlich zusammen. Auch Will bemerkte meine Reaktion.

»Was hast du?« fragte er.

»Da sind dunkle Flecken.« Ich bückte mich, tunkte den Finger auf einen Fleck und wußte wenig später Bescheid.

»Blut!« flüsterte Will.

»Sie werden Matthias Äcker mit Waffen angegriffen haben, fürchte ich. Damit sinken seine Chancen.«

Wir redeten nicht mehr lange um den heißen Brei herum, sondern machten uns auf den Weg. Dabei verfolgten wir die Spuren, die die

Zombies zurückgelassen hatten.
Der feuchte Lehm war ein guter Wegweiser. Das Gewicht der Zombies hatte die Abdrücke tief in ihn hineingedrückt, so daß es trotz des Nebels nicht schwierig war, herauszufinden, wohin sich die Zombies gewandt hatten.
Wir mußten vorsichtig sein. Schließlich hatte man die Absperrung nicht umsonst errichtet. Wahrscheinlich würden wir gleich am Rand einer der großen Abraumgruben stehen.
Getäuscht hatten wir uns nicht. An einem Warnschild huschten wir vorbei und merkten schnell, daß es nicht mehr weiterging. Etwa zwei Schritte vor uns war kein Boden mehr vorhanden. Da ging es steil in die Tiefe.
»Was jetzt?« fragte Will. Er schaute sich um, während ich zur Seite ging und nach weiteren Spuren suchte, allerdings keine mehr fand. Erst direkt am Abgrund sah ich sie wieder.
Das waren genau die Abdrücke. Und auch eine Schleifspur war in den Boden gedrückt. Sie endete am Abgrund, wo ich abermals Blut sah.
»Erst haben sie sich die Tiere geholt, und jetzt sind die Menschen an der Reihe«, sagte Will.
Ich deutete nach vorn. »Da kommen wir nicht runter, mein Lieber. Oder willst du springen?«
»Nein, laß mal.«
Mit Zombies hatte ich oft genug zu tun gehabt. Ich wußte, wie sie reagierten, aber auch, wie sie zu töten waren. Wahrscheinlich nicht durch einen Fall aus fünfzig Metern Höhe, nein, den überlebten sie.
»Vielleicht finden wir eine Stelle, wo wir die Strecke überwinden können«, sagte Will.
»Das ist die einzige Chance.«
Es blieb uns nichts anderes übrig, als parallel zum Abhang weiterzulaufen. Dabei fühlten wir uns selbst wie Gespenster, als wir durch den Nebel schritten, umwabert von den feuchten Schwaden, die lautlos ihren Weg fanden.
Taschenlampen benötigten wir nicht. Sie hätten uns kaum etwas gebracht. Und wir konnten immer weniger sehen, denn mittlerweile zog die Dämmerung auf. Die hellen Nebelschwaden verdunkelten sich und wurden immer grauer. Kein Laut war zu hören. Nur unsere Schritte vernahmen wir. Des öfteren schauten wir nach links, und dort hob sich plötzlich ein gewaltiger Schatten ab.
Rund und unheimlich groß. So tief oder so hoch wie der riesige Schacht, in dem eine ganze Stadt verschwinden konnte.
Auch Will hatte den Schatten gesehen, blieb stehen und nickte gedankenverloren.
»Das ist einer der Schaufelbagger«, sagte er.

»Wenn wir ihn erreichen, könnten wir vielleicht nach unten klettern. Da gibt es bestimmt Leitern.«

Wir gingen weiter und hatten wenig später das Glück des Tüchtigen. Wir entdeckten einen eisernen Steg oder Überhang, der den Hang mit dem Bagger verband.

Überrascht blieben wir stehen.

»Das ist mehr, als man erwarten kann«, staunte Will.

Ich überprüfte die Sicherheit der Brücke. Im Boden war sie durch stabile Eisenpfosten verankert.

Wo die Brücke hinführte, war mir unbekannt. Auf jeden Fall zu diesem Gigant von Bagger, und der Übergang hatte rechts und links ein Geländer. Er war so breit, daß zwei Menschen nebeneinander gehen konnten.

Will und ich liefen dennoch hintereinander. Der Untergrund bestand aus Eisenplatten, die miteinander verschweißt waren. Sie zitterten ein wenig unter unseren Schritten und dröhnten auch.

Den Bagger sahen wir noch immer als Schatten in den dunkler werdenden Nebelschwaden. Wie lang der Übergang war, konnten wir ebenfalls nicht sagen, aber es war schon ein komisches Gefühl, die Tiefe unter sich zu wissen, und so gut wie blind voranzugehen.

Es war kühler geworden. Ich fröstelte, obwohl dies nicht nur am Wetter lag.

Irgendwann hatten wir das Ende der Brücke erreicht und konnten jetzt mehr erkennen.

Aus der Nähe wirkte der Bagger wie ein unheimlicher Gigant aus Stahl. Ein Gebilde, vor dem man Angst bekommen konnte. Linkerhand lag das allgewaltige Schaufelrad, das diesen Bagger so typisch machte.

Die einzelnen Schaufeln erkannten wir nicht, sie verschwammen im Nebel. Wir befanden uns ungefähr dort, wo das Führerhaus des Baggers liegen mußte.

Ich hatte an diesem Tag zum erstenmal in meinem Leben so einen Bagger gesehen. Gehört hatte ich davon schon, doch nun stand ich auf ihm und war zudem von dichtem Nebel umgeben.

Ein Wirrwarr aus Stangen, Leitern und Plattformen breitete sich vor unseren Augen aus, und wir wußten nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Zu den Schaufeln wollten wir nicht. Wenn es eben ging, auf den Grund der künstlichen Schlucht. Deshalb mußten wir einen Abstieg finden.

Will Mallmann deutete nach rechts. Dort sehen wir im Nebel einen dicken Klumpen.

»Das könnte das Führerhaus sein«, vermutete Will.

»Okay, gehen wir hin!«

Das war einfacher gesagt, als getan. Es gab wirklich zu viele Stege, Gitter und Wege.

Und dann hörten wir noch etwas.
Geräusche.
Normalerweise hätte sie der Nebel verschluckt, aber diese Geräusche wurden durch das Metall geleitet, so daß wir das Gefühl hatten, nicht allein auf dem Bagger zu sein.
»Da spaziert noch jemand herum«, wisperte der Kommissar.
»Ein Zombie?«
Will zog seine Waffe. Wäre es hell gewesen, hätten wir uns trennen können, so mußten wir dicht zusammenbleiben und harrten der Dinge, die weiterhin auf uns zukamen.
Meine Spannung wuchs. Ich spürte und fühlte, daß ich nicht mehr weit vom Ziel entfernt war. Irgendwo lauerten auch die Zombies. Das war mir hier lieber, als wären wir inmitten einer bewohnten Gegend auf sie gestoßen.
Ich hatte mal ein gefährliches Abenteuer auf einer Bohrinsel erlebt. So ähnlich wie damals kam ich mir auch hier vor. Als Mensch inmitten einer gewaltigen Technik, die ich nicht verstand.
Will hatte es nicht lange auf einem Fleck ausgehalten. Etwas geduckt schlich er vor, und seine Gestalt wurde von den wabernden Nebelschwaden verschluckt.
»He, nicht so schnell!« rief ich ihm nach.
»Komm ruhig her, John!« erklang seine Stimme. Sie drang gedämpft an meine Ohren. »Ich habe etwas entdeckt.«
Rasch lief ich zu ihm.
Will stand vor einer Leiter, die in die Tiefe führte und dort endete, wo wir uns befanden.
Über uns sahen wir einen dicken,, kantigen Schatten, dessen Umrisse allerdings hin und wieder in der grauen Nebelsuppe verschwanden, wenn der Wind leichte Schwaden herbeischob.
»Der Führerstand!« flüsterte der Kommissars. »Wenn du ihn betreten willst, mußt du herum und eine weitere Leiter hochgehen.«
Ich hob die Schultern. »Ich will aber nach unten.«
»Kannst du, John.« Will drehte sich. »Soll ich vorgehen?«
»Meinetwegen!«
Der Kommissar stieg als erster auf die oberste Sprosse der Leiter. Ich vernahm einen hohlen Klang, als sein Fuß das Metall berührte. Die Leiter hatte an ihrer Rückseite einen gewölbten Metallschutz, der sich bestimmt bis zum Boden hinziehen würde.
Wieder hörte ich ein seltsam hohl klingendes Geräusch. Allerdings nicht hervorgerufen durch den Kommissar. Zudem war es über meinem Kopf aufgeklungen.
Ich bekam eine leichte Gänsehaut. Meine Hand näherte sich der Waffe. Dabei starrte ich gebannt in den Nebel.
Nichts war zu sehen. Nur diese grauen Fäden, die über Stufen und

Gestänge der Leiter krochen und wie Arme aus einem fernen Geisterreich wirkten.

Ich blickte hinter mich.

Von Will Mallmann sah ich nichts mehr. Er schien in einen grauen Trichter getaucht zu sein. »He, John. Willst du da oben verhungern?« Gedämpft vernahm ich seine Stimme.

»Nein, nein, ich komme.«

Vielleicht hatte ich mir auch etwas eingebildet, was das fremde Geräusch anging. Es konnte sich ein Gegenstand gelöst haben, der gegen irgendein Metallstück klapperte. Da gab es zahlreiche Möglichkeiten. Für mich war wichtig, die Zombies zu finden.

Ich fand sie nicht.

Dafür hatten sie mich gefunden.

Es war vielleicht ein Fehler, so wenig auf die Umgebung zu achten, aber ich konnte nicht anders.

Ich mußte mich zusammenducken, um den Einstieg auf die Leiter zu finden.

Der Gegner hatte irgendwo über mir gelauert.

Das merkte ich leider zu spät. Ich sah auch den Schatten nicht, spürte nur den Aufprall im Rücken, und die Wucht schleuderte mich nach vorn, so daß ich mit dem Gesicht auf die Eisenplatte fiel. Die Nase schmerzte und blutete. Im nächsten Moment war der Zombie über mir!

***

»Schmitz, ich sehe schwarz!« sagte Leutnant Ziegler zu dem Unteroffizier.

»Meinen Sie das politisch, Herr Leutnant?«

»Unsinn. Schauen Sie sich mal um! Da sieht man ja kaum die Hand vor den Augen.«

»Leider, der Nebel!«

Ziegler blieb stehen, runzelte die Stirn und starrte seine Schuhspitzen an. Soldaten mußten bei Wind und Wetter kämpfen, das hatte man ihnen beigebracht. Aber einen Einsatz bei dichtem Nebel durchzuführen, das grenzte schon an Wahnsinn. Da konnten sie machen, was sie wollten, der angebliche Feind hatte es immer besser, wenn er angriff.

Unteroffizier Schmitz trug auch das Funkgerät. Ziegler wollte sich mit der Einsatzleitung in Verbindung setzen. Vielleicht konnte man die Aktion verlegen.

»Stellen Sie mal eine Verbindung mit Q 3 her, Herr Unteroffizier.«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

Ziegler mußte einen Moment warten. Dabei schaute er sich um. Er wußte zum Glück, wo sich seine Männer verborgen hielten, denn

sehen konnte er sie nicht. Für die Männer hatte der Nebel einen Vorteil. Die Arbeit des Tarnens fiel flach.

Schmitz hockte am Boden. Er hielt ein Mikro vor seine Lippen und hatte bereits Verbindung.

Mit einem Kopfnicken gab er seinem Vorgesetzten zu verstehen, daß er reden konnte.

Ziegler nahm das Mikro entgegen. Er sprach mit dem Kommandeur, einem Major, der scharf auf eine Beförderung war. Ziegler brauchte nicht fiel zu sagen. Beim Hauptquartier war das Wetter nicht anders.

»Sollen wir etwas ändern, Herr Major?!«

»Was meinen Sie?«

»Ich wäre dafür.«

»Gern tue ich das nicht.«

Da wußte Ziegler, daß er schon zur Hälfte gewonnen hatte. »Aber es hat wirklich keinen Sinn, hier eine Nachtübung abzuhalten. Da schießt ja jeder auf jeden.«

»Sie haben mich überzeugt. Blasen wir es ab!«

»Gut, Herr Major. Haben Sie noch andere Order? Sollen wir uns irgendwo treffen?«

»Liegen Sie noch in der Schüssel?« So war das Tal bezeichnet worden.

»Ja.«

»Dann sehen Sie zu, daß Sie herauskommen. Fahren Sie am besten zu Punkt B. Ich werde einen Melder hinschicken, der Ihnen alles weitere übermittelt. Bis dahin habe ich mich auch entschieden.«

»Wir müssen bei der Fahrt durch das Abraumgebiet, wo tagsüber gearbeitet wird.«

»Ist das schlimm?«

»Ich kenne den genauen Weg nicht.«

»Aber Punkt B werden Sie finden.«

»Das hoffe ich.«

»Zeigen Sie mal, was Sie können, Leutnant. Ich gebe Ihnen sogar eine Stunde. Bis später dann!«

Kopfschüttelnd gab Ziegler seinem Unteroffizier den Kopfhörer zurück. Es war heller Wahnsinn, durch diesen Nebel zu fahren, aber Befehl war Befehl.

»Rufen Sie die Leute zusammen, Schmitz!«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

Das war etwas für den Unteroffizier. So konnte er die Rekruten scheuchen.

Der Reihe nach trafen sie ein und erschienen wie Spukgestalten aus der grauen Nebelsuppe.

Einer fehlte.

»Wo ist denn Brinkmann?« fragte der Unteroffizier.

»Pinkeln, Herr Unteroffizier«, wurde ihm geantwortet.
»Soll hochziehen und ausspucken, Mensch.« Schmitz wollte noch etwas hinzufügen, als Brinkmann bereits erschien. Er ging hastig und fummelte noch an seiner Hose herum.
Leutnant Ziegler gab die neue Order bekannt. Die Soldaten waren überrascht und gleichzeitig erfreut, daß der Einsatz vorerst abgebrochen wurde.
»Ich bitte mir äußerste Ruhe aus«, fügte Ziegler hoch hinzu. »Wir werden uns ebenso diszipliniert verhalten wie hier auch. Haben Sie mich verstanden?«
»Jawohl, Herr Leutnant«, erklang es im Chor.
»Dann auf die Wagen verteilen!« ordnete der Offizier an.
Die beiden Jeeps standen in der Nähe. Nur schattenhaft waren sie zu erkennen, und die Männer verteilten sich ebenso wie auf der Herfahrt. Der Wagen, in dem Ziegler saß, hatte wieder die Führung übernommen, und der Leutnant fragte sich, ob ihnen wohl wieder eine dieser seltsamen Gestalten über den Weg laufen würde.
Er hoffte es nicht, denn für diese Personen hatte er keine Erklärung. Mit dem Major wollte er darüber nicht sprechen, der hätte ihn vielleicht für einen Spinner gehalten.
Die Scheinwerfer glänzten wie Geisteraugen. Ihr Lichtschein wurde bereits wenig später von den dichten, wallenden Schwaden aufgesaugt, so daß die Lichter den Boden gar nicht erst berührten.
Die Route war klar. Sie mußten quer durch das riesige Abraumgebiet fahren, um den Punkt zu erreichen, wo sie das künstliche Tal verlassen konnten.
Es gab da einen Weg, der hinausführte. Eine Art Rampe, die sogar von Lastwagen befahren werden konnte. Aber die Strecke mußte man kennen. Ziegler hatte sie sich zwar eingeprägt, nur hoffte er, daß er sich im Nebel nicht verfuhr.
Die beiden Jeeps blieben immer in Sichtweite zusammen. Ihre hellen Augen hüpften auf und nieder, je nachdem, wie stark die Bodenwellen und Vertiefungen waren, die sie durchfuhren.
Obwohl es nicht viel Sinn hatte, starrte der Leutnant in den Nebel. Es war ein vergebliches Bemühen, er konnte die langen, wallenden und dichten Schleier mit seinen Blicken nicht durchdringen.
Die Wagen mit den Allrad-Antrieben taten ihre Pflicht. Es mußten auch wirklich Geländefahrzeuge sein, die ein Areal wie das Tal hier durchquerten. Da gab es Hügel, Wellen, viel Matsch und oft feuchten, seifigen Untergrund.
Der Fahrer erkundigte sich bei Ziegler, ob er die Richtung beibehalten sollte.
»Vorerst ja. Aber wir müssen zusehen, daß wir in die Nähe der Großbagger kommen. Von dort aus führen die Förderbänder direkt

zum Talausgang.«
»Die liegen, von hier aus gesehen, links, Herr Leutnant.«
»Gut beobachtet, mein Lieber.«
Der Rekrut wurde rot. »War mal bei den Pfadfindern.«
»Dann ist es klar. Und was sind Sie im Zivilberuf?«
»Automechaniker.«
»Deshalb können Sie so gut autofahren.«
»Das lernt man zwangsläufig, Herr Leutnant.«
Sie änderten die Richtung erst nach einigen Minuten. Jetzt rollten sie auf die linke Seite des großen Tals zu, wo die beiden Abraumbagger ihre Standplätze gefunden hatten.
Das Gelände änderte sich vorerst wenig. Noch immer tückische Fallen, Schlaglöcher, Einbrüche, und die Soldaten klammerten sich an den Haltegriffen fest, um nicht vom Wagen geschleudert zu werden.
»Eigentlich müßten wir sie bald sehen«, murmelte der Leutnant.
»Zumindest die Umrisse«, sagte der Fahrer.
Ziegler gab keine Antwort. Er starrte nach vorn, aber so sehr er sich auch anstrengte, er sah einfach nichts.
Dafür hörte er etwas.
Ein gedämpftes Peitschen oder Wummern.
Kein Zweifel, das waren Schüsse! »Haben Sie das auch gehört?« fragte Ziegler den Fahrer.
»Ja, Herr Leutnant.«
»Unsere Leute waren es wohl nicht.«
»Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Herr Leutnant. Meines Erachtens sind die Schüsse dort gefallen, wo wir hinwollen.«
»Sie meinen, bei den Baggern?«
»Ja.«
»Gut, mein Lieber, fahren Sie schneller!«

***

Ich spürte den Druck des Zombies auf meinem Körper und schmeckte das Blut, das aus der Nase rann, meine Lippen benetzte und auch in den Mund lief. Es war ein wirklicher Überraschungsangriff gewesen, dem ich nichts hatte entgegensetzen können, und Will Mallmann konnte mir auch nicht helfen, der war im Nebel verschwunden.
Das alles schoß mir durch den Kopf, während ich mit dem Oberkörper auf dem Bauch lag und meine Beine noch die Leitersprossen berührten.
Der Gegner schlug zu.
Ein Hammerschlag auf meinen Schädel. Vor den Augen funkte es, und ich hatte Mühe, bei vollem Bewußtsein zu bleiben. Der andere machte weiter. Allerdings schlug er nicht sofort zu, sondern bewegte sich erst einmal zurück, um weit ausholen zu können.

Das gab mir Gelegenheit, den Kopf zu heben. Wahrscheinlich rechnete der andere damit, mich erledigt zu haben, wobei er nicht ahnte, daß ich viel einstecken konnte.

Ich hatte den ersten Treffer verkraftet, konnte mich in die Höhe stemmen und hob den Kopf.

Nach vorn schaute ich, und genau in die breitflächige Fratze des lebenden Toten.

Ja, das war er. Zum erstenmal sah ich eine dieser uralten Leichen. Gräßlich. Ein breites, weißgelbes Gesicht. Eine mondrunde Fratze mit einem gezogenen Mund, aufgerissenen Lippen und blicklosen Augen in den tiefen Höhlen.

Bewaffnet war dieses Wesen nicht, hatte jedoch den rechten Arm erhoben, um zuschlagen zu können.

Das tat er auch.

Ich reagierte blitzartig und brachte meinen Kopf aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Um Haaresbreite verfehlte mich die Faust. Sie donnerte auf die Plattform, und der Schall trieb ein Dröhnen in meine Ohren.

Der Zombie hatte damit gerechnet, mich voll zu treffen. Um so verwunderter war er, als sein Schlag danebenging und ich reagierte.

An die Beretta kam ich nicht so schnell heran. Dafür rammte ich meine Faust vor.

Es klatschte, als ich sein feistes Gesicht traf. Im nächsten Augenblick war es vor meinen Augen verschwunden, denn der lebende Tote krachte rücklings auf die Plattform, wo er zunächst wie ein großer Käfer liegenblieb.

Zum Glück bewegten sich die lebenden Toten nie so schnell wie normale Menschen. Sie glichen Robotern, die erst immer neue Befehle erhalten mußten.

Diesmal hatte der Zombie Pech.

Als er sich aufrichtete, stand ich bereits auf den Beinen. Er saß, ich stand und schaute auf ihn hinab.

Drei Augen glotzten ihn eigentlich an, wobei das dritte die Beretta-Mündung war.

Ich feuerte.

Der Schuß löschte das unselige Leben des Zombies endgültig aus. Erledigt blieb das Wesen vor meinen Schuhspitzen liegen.

Zeit, um mich zu erholen, hatte ich nicht. Wo einer war, da konnten auch noch mehrere Untote lauern.

Ich sah den zweiten.

Eine huschende Gestalt im Nebel. Schräg vor mir und wenig höher stehend.

Sofort schwenkte ich die Beretta, zielte in die Richtung und drückte zweimal ab.

Es war reine Munitionsverschwendung, denn ich vernahm nur das hohe Singen, als die Silberkugeln gegen das Gestänge hieben und als Querschläger wegsirrten.

Der Zombie aber verschwand.

Dafür hörte ich Will Mallmann. Seine Stimme klang in der Nähe auf. Er mußte die Leiter wieder hochgerannt sein.

Ich holte ein Taschentuch hervor, preßte es unter die Nasenlöcher, und als ich nachschaute, war der Stoff an einigen Stellen rot gefärbt. Neben mir blieb der Kommissar stehen. Er atmete schwer, aus seinem Mund drangen die weißen Wolken.

»Wo kam er denn hier?« Damit meinte er den Zombie.

»Kann ich dir nicht sagen. Plötzlich war er da. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Und jetzt?«

Ich hob die Schultern, drückte noch einmal mein Taschentuch gegen die Nase und stellte fest, daß die Blutung zum Glück aufgehört hatte. »Den zweiten konnte ich nicht erwischen. Ob noch andere hier irgendwo herumlaufen, habe ich nicht gesehen.«

»Davon können wir ja wohl ausgehen.«

»Weiß ich nicht.«

Beide blieben wir still stehen und lauschten. Nur der Wind war zu hören, ein leises Säuseln, mehr nicht, aber keine Geräusche, die auch nur entfernte Ähnlichkeit mit Schritten hatten.

Da war nichts zu machen.

»Gehen wir runter«, schlug ich vor. »Hier oben werden die Zombies wohl nichts mehr verloren haben.«

»Diesmal gehst du vor, John.«

»Wenn es dich beruhigt.«

»Natürlich.«

»Noch vier«, sagte Will, als wir uns bereits auf der Leiter befanden. »Das geht ja.«

»Du vergißt den Nebel. Da können sie verdammt heimtückisch angreifen. Der schützt wie ein Mantel.«

»Leider hast du recht.«

Fünfzig oder mehr Meter können verdammt lang werden, wenn man sie an einer Leiter herabsteigen muß. Wir hatten beide keine große Lust und bekamen wacklige Knie, doch Pausen wollten wir uns nicht gönnen.

Der Nebel blieb dicht. Er war überall gleich stark. Mittlerweile war es dunkel geworden. Nirgendwo brannten Lichter. Auch wenn sie nicht viel gebracht hätten, aber ich hätte zumindest einen kleinen Orientierungspunkt gehabt. So stiegen wir weiter nach unten und lauschten auf die Geräusche, die unsere Schritte auf den Sprossen der Leiter hinterließen.

Tiefer und tiefer ging es. Ich hörte Will schimpfen, und manchmal fiel Dreck aus seinen Sohlen.

Das Zeug landete auf meinem Schädel.

Endlich, wir rechneten schon kaum noch damit, hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen.

Ich sprang den letzten Meter und versank fast bis zu den Knöcheln im weichen Lehm. Ich trat zur Seite, als ich sah, daß Will auch springen wollte.

Neben mir kam er auf und zog sofort seine Pistole.

Klein und verloren fühlten wir uns im Vergleich zu dem gigantischen Wunderwerk der Technik, das vor uns in die Höhe wuchs und von den Nebelschwaden umgeistert wurde, so daß wir ein Ende überhaupt nicht entdeckten.

Der Kommissar hob die Schultern. »Nach Spuren zu suchen hat wohl keinen Sinn«, meinte er.

»Schauen wir uns die nähere Umgebung an, so weit es möglich ist«, schränkte er ein.

Dagegen hatte ich nichts.

Wir blieben nicht direkt am Bagger, sondern bewegten uns von ihm weg, der Schachtwand zu. Nach wenigen Schritten erkannten wir einen dunkleren Strich.

Sekunden später sahen wir es genau.

Das war ein Förderband, das direkt vor uns entlangführte, aus dem Nebel kam und in ihm verschwand.

Ein ziemlich breites Band. Das mußte es auch schon sein, denn es sollte schließlich die Ladung der Schaufeln fassen.

Ich runzelte die Stirn, während Will seine Hände auf das Band gelegt hatte.

»Woran denkst du?« fragte ich.

Der Kommissar lachte. »Wäre doch nett, wenn uns die Zombies auf dem Band serviert würden.«

»Und wie.«

Ich hatte die Antwort kaum gegeben, als wir ein hohes Summen hörten. Dann gab es einen Ruck, und im nächsten Augenblick setzte sich das Förderband vor unseren Augen in Bewegung…

***

Der Kommissar sprang so hastig zurück, daß er mich fast umgestoßen hätte, denn er bekam Angst vor der eigenen Courage. »Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte er und schaute mich fragend an.

»Wer hat das denn in Bewegung gesetzt?«

»Du wolltest doch die Zombies auf dem Tablett geliefert bekommen«, erwiderte ich. »Vielleicht siehst du sie gleich.«

»Red keinen Mist, John.«

»Warte ab.«

So ein Förderband ist eigentlich eine völlig normale Sache, kann aber gespenstisch wirken, wenn es, wie hier, leer durch den Nebel läuft. Das Knarren und Summen hörte sich unheimlich an, als würde das Band eine gequälte Seele besitzen.

Es kam wie ein Schatten, floß an uns vorbei und verschwand auch wieder wie ein Schatten.

»Einer muß es doch in Gang gesetzt haben«, sagte der Kommissar. »Ob da noch jemand außer uns herumläuft?«

»Die Zombies.«

»Aber die können doch nicht…«

Ich widersprach dem Kommissar noch mitten im Satz. »Natürlich können die. Wenn auch vielleicht nicht bewußt, dann aber durch einen Zufall. Sie brauchen sich nur im Steuerstand aufzuhalten, einige Hebel oder Kontakte unglücklich berühren, und schon läuft das Band.«

»Fehlt nur noch, daß der Schaufelbagger sich auch in Bewegung setzt«, sagte Will.

»Rechne mit allem.«

Der deutsche Kommissar sagte nichts mehr. Wir beide standen vor dem Förderband und schauten zu. Im Moment waren wir Statisten. Der Nebel bannte uns förmlich auf der Stelle.

Nachdem etwa zwei Minuten vergangen waren, sahen wir ein, daß wir hier nichts mehr zu suchen hatten. Ich schlug vor, uns am Band in Richtung Bagger zu bewegen.

Dagegen hatte Will nichts.

Diesmal ging ich an der Spitze, der Kommissar blieb dicht hinter mir. Seinen warmen Atem spürte ich im Nacken, hörte seine Schritte, und wir sahen das Band an uns vorbeilaufen. Eine graue Fläche, die quietschte, zitterte und knarrte.

Der Nebel schien unendlich Stücke dieses Fließbandes auszuspucken. Eine leere, zitternde Fläche, die sich plötzlich wölbte. Er tauchte aus dem Nebel auf und näherte sich uns ziemlich schnell. Da ich vorging, sah ich ihn als erster.

»Da kommt etwas, Will!«

»Was denn?«

»Weiß ich nicht. Gib aber acht!«

Ich war stehengeblieben, hatte meine Arme erhoben und streckte die Hände bereits über das laufende Band, wobei ich noch zur Seite schielte und den herbeitransportierten Gegenstand im Auge behielt.

Noch etwa eine halbe Körperlänge, dann war er da.

Ich packte zu!

Es war kein Zombie, der auf dem Fließband zusammengekrümmt lag, aber ein Mensch, denn meine Hände griffen in Kleidungsstoff, und ich spürte unter den Fingern das weiche Fleisch.

Will war sofort zur Stelle. Er half mir, den Körper in die Höhe zu wuchten, was gar nicht einfach war, denn das Band lief weiter und wollte uns auch mitziehen.

Die Leiche fiel uns entgegen. Wir hielten sie noch einen Moment fest, bevor wir sie zu Boden legten.

Daß es ein Mann war, hatten wir sowieso erkannt. Und auch der Staubmantel war uns nicht fremd.

Von der Seite legten wir den Toten auf den Rücken, damit wir in sein Gesicht schauen und entsprechend sicher sein konnten.

Ja, er war es.

Vor uns lag der Mann, den wir gesucht und besucht hatten.

Matthias Äcker!

***

Sein Gesicht zeigte noch die Schmerzen, die er kurz vor seinem Tod erlitten haben mußte. Verzerrte Züge, in denen das Grauen und die Furcht wie eingemeißelt standen. Die Augen waren offen. Starr sahen sie aus. Völlig leblos, wie zwei Kugeln, die man in Höhlen gelegt hatte. Eben der typische Blick eines Toten.

Wir sahen auch die Wunden und das Blut an seinem Mantel. Sofort mußte ich an den Doppelmord denken, der geschehen war, und ich sah Will Mallmanns Nicken.

»Es muß derselbe Killer gewesen sein«, flüsterte der Kommissar. Er schüttelte sich. »Was kann ihm Äcker nur getan haben? Oder ist der Mord ohne Motiv geschehen?«

»Weiß ich nicht, wäre aber möglich. Es sei denn, die Zombies wollten sich rächen.«

»Für was?«

»Für die Vergangenheit«, klärte ich Will auf. »Sie rechnen ab und rächen sich an dem Nachkommen des Richard Äcker, der ein Einsiedler und vielleicht auch Schwarzmagier gewesen ist. Eine einfache Geschichte. Überhaupt nicht kompliziert.« Ich erhob mich und blieb neben der Leiche stehen.

»Ja, und doch so schlimm«, flüsterte Will. »Drei Tote, das ist zuviel.«

Da war ich seiner Meinung. Und es konnten noch mehr werden, wenn wir nicht achtgeben, denn nach unserer Rechnung mußten sich weitere vier Zombies noch in der Nähe aufhalten, wobei ich wirklich gern gewußt hätte, wo sie zu finden waren.

Will Mallmann wollte nicht länger bleiben. »Bleibt es bei unserem Plan, John?«

»Ja, wir gehen weiter.«

Schweigsam und noch vorsichtiger als beim erstenmal setzten wir uns in Bewegung..

Der Nebel deckte nicht uns, sondern auch unsere Gegner. An die

Laufgeräusche des Fließbandes hatten wir uns mittlerweile gewöhnt, aber wir vernahmen noch andere Laute.

»Was kann das sein, John?«

Ich war ebenso wie mein Freund Will stehengeblieben, lauschte, mußte jedoch passen.

Mallmann wollte sich damit nicht zufrieden geben. Er horchte weiter, ging noch vor, blieb stehen und kam nach wenigen Sekunden wieder zurück. »Das klingt mir nach einem Automotor.« Er schaute mich an. »Ob sich die lebenden Toten motorisiert haben?«

Ein Nein lag mir auf der Zunge. Ich sprach es nicht aus, denn ich wußte, daß eigentlich alles möglich war. »Rechne mit dem Schlimmsten, mein lieber Will.«

»Verdammt, John, dann wären die uns ja überlegen und können fliehen, während wir wie Blinde durch die Nebelsuppe waten.«

»Wenn es die Zombies tatsächlich sind.«

»Aber wer soll sich denn um diese Zeit und bei dem Nebel in dem Tal herumtreiben?«

Da war auch ich überfragt. Jedenfalls kein vernünftiger Mensch, wie ich mir vorstellen konnte.

»Wir gehen dennoch weiter«, schlug ich vor und wunderte mich ein wenig darüber, daß die Motorengeräusche weder leiser wurden noch verstummten. Sie blieben in ihrer Lautstärke so ziemlich gleich.

Das war auch dem Kommissar aufgefallen. »Ob die im Kreis fahren?« fragte er.

»Wäre möglich.«

»Wir könnten ja mal nachschauen. Also, hinter uns sind sie nicht. Sie müssen einfach vor uns sein.«

Ich gab auf Wills Vermutungen keine Antwort, sondern starrte weiter in den Nebel, dessen Schwaden jetzt die Farbe dunkelgrauer Tücher angenommen hatten.

Blitzte da nicht etwas?

Ich machte meinen Freund darauf aufmerksam. »Das könnten Scheinwerfer sein«, fügte ich noch hinzu.

»Wie viele denn?«

»Keine Ahnung.«

»Wir sollten vielleicht hingehen und…« Das Wort wurde ihm abgeschnitten, denn ein seltsamer Laut durchbrach die Stille, die uns lastend umgab.

Zunächst ein Rattern und akustisches Zittern, denn der Boden schien unter uns zu vibrieren. Dazwischen erklang ein Pfeifen, ich vernahm auch ein hohes Jaulen und das Quietschen irgendwelcher Gelenke.

Sehen konnten wir nichts, dennoch wußten wir beide Bescheid, und Will Mallmann sprach es aus.

Dabei hatte er mir sein Gesicht zugedreht, so daß ich auch seine

erschreckten Augen sehen konnte.
»John, du hast recht, das ist dieser verdammte Bagger.«
»Und die Zombies haben es geschafft!« fügte ich hinzu. Ich mußte lauter reden, denn die Geräusche hatten die quälende Stille förmlich zerrissen.
»Auf jeden Fall wissen wir, wo sie sind«, sagte der Kommissar. »Und das sehen wir uns an.«
Da hatte er ein wahres Wort gesprochen!

***

Bisher hatte Leutnant Ziegler alle Probleme, die sich ihm in seinem soldatischen Leben gestellt hatten, gut gelöst. Bei diesen Schüssen jedoch war er überfragt. Er wußte nicht, wer sich in der dicken Nebelsuppe herumtrieb und welchen Grund dieser Jemand dafür hatte.
Eigentlich ging sie die Sache nichts an. Dafür war die Polizei zuständig, doch sie befanden sich nun mal in der Nähe, und der Leutnant wollte den Schüssen auf den Grund gehen. Es lag nahe, sie mit dem scheußlichen Doppelmord in Verbindung zu bringen. Ziegler ging sogar noch einen Schritt weiter. Möglicherweise hatten Polizisten geschossen. Es konnte durchaus sein, daß die Beamten den Täter gestellt hatten.
Der gewaltige Schaufelbagger bot genügend Verstecke, denn unter dem turmhohen Gestänge konnte sich jemand hervorragend verschanzen. Das alles ging dem Offizier durch den Kopf, während er in den Nebel starrte und seinem Fahrer eine neue Order gab.
»Halten Sie direkt auf den Bagger zu!«
»Herr Leutnant, ich kann ihn nicht sehen.«
»Fahren Sie in die Richtung, die ich Ihnen gesagt habe. Und seien Sie vorsichtig!«
»Ja, Herr Leutnant.«
Ziegler war gespannt. Unbeobachtet von seinem Fahrer hatte er die Klappe der Pistolentasche geöffnet, damit er so rasch wie möglich an seine Dienstwaffe gelangen konnte.
Noch immer entdeckten sie so gut wie nichts. Es war eigentlich Blödsinn, die Scheinwerfer eingeschaltet zu lassen, doch sie gaben Ziegler einen gewissen Funken der Hoffnung, den er auch nicht löschen wollte.
So fuhren sie weiter.
Und sie hörten etwas.
Es war ein Summen, das sich der Leutnant auch nicht erklären konnte. Er schaute seinen Fahrer von der Seite her an. Dessen junges Gesicht war verkantet, auch der Rekrut stand unter Spannung.
»Können Sie sich das erklären?« fragte Ziegler.

»Sie meinen das Summen, Herr Leutnant?«
»Ja.«
»Ich stamme aus der Nähe und habe schon öfter aushilfsweise im Braunkohlenrevier gearbeitet. Das Summen kenne ich gut. So hören sich die Förderbänder an, wenn sie eingestellt sind.«
»Meinen Sie wirklich?«
»Ja.«
Der Leutnant lachte krächzend. »Wer sollte denn bei diesem Wetter ein Förderband laufen lassen, und aus welchen Gründen kann das nur geschehen?«
»Das weiß ich auch nicht.«
Beide waren sie also überfragt, doch der Leutnant wollte dieser Sache auf den Grund gehen, seine Männer allerdings nicht mit hineinziehen.
Zwar lichtete sich der dicke Nebel nicht, er nahm aber Konturen an. In dem dunklen Grau zeichnete sich ein gewaltiges Gebirge vor ihnen ab. Ein unheimliches Bild, vergleichbar mit einem zum Sprung ansetzenden und im Dunst lauernden Monstrum.
Noch stand dieses Monstrum ruhig, und als sie näher heranfuhren, sahen sie auch den gewaltigen Kreis des Baggers, aus dem die Schaufeln wie kleine Hügel hervorstachen.
Und die bewegten sich plötzlich.
Das geschah so rasch und unerwartet, daß der Fahrer des ersten Wagens auf die Bremse trat. Er hatte sich ziemlich erschreckt, brachte den Jeep zum Stehen, und alle hörten die quietschenden, zitternden und knarrenden Geräusche, die von dem gewaltigen Bagger ausgingen.
Das »Untier« war erwacht.
Er röhrte in den Nebel hinein, warnte vielleicht, und die zahlreichen Schaufeln wurden im Kreis bewegt.
Auch der zweite Wagen hatte gehalten. Er stand schräg neben dem ersten. Unteroffizier Schmitz sprang aus dem Jeep. Er wandte sich an seinen Vorgesetzten.
»Bleiben wir hier, Herr Leutnant?«
»Sie und die Männer ja.«
»Und Sie?«
»Ich werde nachschauen.«
Schmitz räusperte sich. »Herr Leutnant, ich will Ihnen ja nichts vorschreiben, das kann ich auch nicht, aber denken Sie an die Schüsse, die gefallen sind. Vielleicht treiben sich Killer in der Nähe herum. Man kann ja nie wissen.«
»Danke für Ihre Fürsorge, Schmitz, aber das schaffe ich schon allein. Achten Sie auf die Männer.«
»Soll ich mich mit dem Hauptquartier…«
»Nein. Die können dort die Lage überhaupt nicht beurteilen. Lassen

Sie alles so, wie es ist. Das andere erledige ich schon.«
»Gut, Herr Leutnant.«
Ziegler sprang aus dem Wagen. Er winkte den starr dasitzenden Soldaten noch einmal zu und verschwand. Seine Bewegungen waren fließend. Sie verschmolzen förmlich mit der grauen Suppe. Es war dem Offizier anzumerken, daß er eine Ranger-Ausbildung hinter sich hatte. Er konnte sich im Gelände bewegen.
Klein wie eine Ameise kam sich der Leutnant vor, als er sich dem großen Bagger näherte. Er stand vor dem stählernen Riesen, schaute hinauf und sah das sich drehende Schaufelrad.
Die einzelnen Schaufeln bewegten sich zwar, aber sie waren leer. Es wurde keine Erde hochgewühlt.
Der Mann schaute in die Höhe. Weit konnte er nicht sehen, die Schaufeln verschwanden sehr schnell im Nebel, aber Ziegler fragte sich, wer die gewaltige Maschine in Gang gesetzt haben könnte.
Einen Menschen sah er nicht.
An einen Geist wollte er nicht glauben, denn Geister schossen nicht. Der Leutnant ging vor. Er wollte unter den Bagger, wo er das Führerhaus und die Steuerleitzentrale wußte. Da mußte sich doch derjenige aufhalten, der die Maschine möglicherweise steuerte.
Ziegler kam nicht weit, denn plötzlich sah er etwas, das seinen Atem stocken ließ.
Wieder kam ihm eine Schaufel entgegen. Diesmal jedoch war sie nicht leer. In ihr stand eine Gestalt, das konnte Ziegler trotz des Nebels erkennen.
Diese Gestalt war ein Mensch - ein Mann.
Und er kam näher. Der Bagger brachte die Schaufel heran, so daß Ziegler den Mann dort besser erkennen konnte. Bald mußte er Bodennähe erreicht haben.
Der Leutnant hatte noch die Zeit, sich den Mann genauer anzusehen. Er schüttelte dabei den Kopf.
So ein Mensch war ihm noch nie in seinem Leben begegnet. Der trug nicht einmal die passende Kleidung für dieses Wetter, hatte praktisch nur Fetzen um seinen Leib gewickelt. Zudem hatte er ein fast kahlköpfiges bleiches Gesicht, und auch seine Haut schimmerte seltsam blaß.
Im nächsten Augenblick spie die Schaufel den Mann aus. Es ging schnell, vielleicht zu schnell, denn der Kerl konnte das Gleichgewicht nicht halten und fiel dicht vor dem Leutnant zu Boden.
Dem war die ganze Sache unheimlich. Er tat es nicht gern, aber er mußte so reagieren.
Ziegler zog die Pistole.
»Stehen Sie auf!« befahl er. »Und dann möchte ich einige Erklärungen von Ihnen haben.« Während dieser Worte war die

Mündung der Waffe auf den lebenden Toten gerichtet.

Dessen Bewegungen waren langsam, schwerfällig. Im Zeitlupentempo ging es voran, er streckte seine Arme aus, stützte sich ab und quälte sich hoch. Leutnant Ziegler blieb sicherheitshalber einen Schritt vor ihm stehen. Ihm war die ganze Sache nicht geheuer, und er dachte wieder an die Aussagen des jungen Gerd Wiesner.

Der Kerl, der auf dem Bagger gefahren war, ähnelte stark der Person, die Gerd als Mörder seiner Eltern beschrieben hatte.

War das der Killer?

Ziegler spürte in seinem Magen einen Klumpen. Möglich konnte alles sein, er würde ihn fragen.

Der Zombie hatte sich aufgerichtet. Leicht schwankend stand er vor dem Leutnant und starrte ihn aus seinen gefühllosen Augen an.

»Wer sind Sie?« fragte Ziegler.

Er erhielt keine Antwort. Der Zombie öffnete nicht einmal sein Maul.

Ziegler bekam Angst. Der Kerl war nicht normal. Das ist doch ein Irrer, dachte er.

»Antworten Sie!«

Das tat der lebende Tote auf seine Weise. Er ließ sich nach vorn fallen und schnappte Zieglers Arm.

Es war der linke, die Waffe hielt der Leutnant in der rechten Hand.

Hastig sprang er zurück, aber nicht schnell genug, denn die Klaue verhakte sich noch im Stoff der Uniformjacke, und der lebende Tote wollte Ziegler zu sich heranziehen.

»Sind Sie verrückt?« zischte der Offizier.

Der Untote gurgelte nur, hob auch den anderen Arm, und die gespreizten Finger seiner Hand zielten auf das Gesicht des Leutnants, als wollten sie ihm die Augen ausstechen.

Ziegler sah die langen Nägel, die ihm wie kleine Messer erschienen, und ihm wurde klar, daß er mit Worten nichts erreichen konnte. Er tat das, was er noch nie getan hatte.

Lothar Ziegler schoß.

Dabei zielte er nicht auf die Brust des anderen. Er senkte die Mündung, so daß die Kugel in das Bein des Zombies schlug. Für einen Moment sah Ziegler das zuckende Mündungsfeuer und erwartete den Schrei des anderen.

Der blieb aus.

Dieser Mann schluckte den Treffer, ohne eine Reaktion zu zeigen. Das verstand Ziegler nicht. Er sah nur, wie der Zombie vor ihm einknickte und in die Knie ging.

Kein Laut des Schmerzes drang dabei über seine Lippen. Vielleicht hätte er nicht einmal zu fallen brauchen, aber das gehörte zu seinem Plan, denn er streckte den Arm aus, und einen Augenblick später spürte Leutnant Ziegler die kalte Totenklaue an seinem rechten

Fußknöchel.
Der Offizier wußte, was folgen würde. Er wollte sich auch darauf einstellen, nur gelang ihm dies nicht mehr. Mit seiner urwüchsigen Kraft riß ihn der Zombie von den Beinen, und der Mann knallte auf den Rücken. Er sah den anderen dicht vor sich, als er sich über ihn gebeugt hatte, und er sah auch die beiden Hände.
Jawohl, es waren zwei.
Nicht nur eine, wie Gerd Wiesner gesagt hatte. Demnach hatte er hier nicht den Doppelmörder vor sich. Das wurde Lothar Ziegler sehr schnell klar, während sich der andere über ihn stürzte, um seinem unheilvollen Trieb zu folgen.
Der Zombie wollte Ziegler umbringen!
Noch einmal konnte der Leutnant schießen. Leider pfiff die Kugel dicht am Kopf des untoten Wesens vorbei, dann warf sich die starre Totengestalt auf den rechten Arm des Offiziers und drückte ihn gegen den Boden, so daß der Leutnant keine Gelegenheit mehr erhielt, seine Dienstwaffe anzuheben und zu schießen.
Er nahm einen scheußlichen Geruch wahr. So stank es auf dem Friedhof!
War das eine Leiche, die lebte?
Lothar Ziegler erschrak über seine eigene Schlußfolgerung und spürte plötzlich die fünf Finger einer weichen, zudrückenden und würgenden Hand mitten im Gesicht…

***

Wir hatten es verständlicherweise eilig, dennoch mußten wir achtgeben und konnten auch nicht so schnell laufen, wie wir es gern getan hätten. Der Nebel ließ es einfach nicht zu, außerdem bewegten wir uns in einem unbekanntem Gelände weiter.
Wir blieben nahe des Förderbands. Dabei hielten wir auch die Blicke zu Boden gesenkt, um Hindernisse so rasch wie möglich erkennen zu können. Manchmal mußten wir über welche hinwegspringen. Es waren meistens Bohlen, Eisenstangen oder Bretter, die uns aber nicht aufhalten konnten.
Schließlich erreichten wir den unteren Teil des Baggers. Über uns befand sich haushoch ein gewaltiges Gestänge. Große Eisenträger, die den Bagger stützten. Sie waren sehr breit und hielten auch dem größten Druck stand.
Der Lärm hatte sich gesteigert. Wir vernahmen das hohe Quietschen und Rattern des Schaufelrades.
Uns tropfte eine Flüssigkeit in den Nacken, von der ich nicht wußte, was es war.
Und dann vernahmen wir beide den Schuß.
Er übertönte sogar das Rattern des Baggers, demnach mußte er

ziemlich in unserer Nähe abgegeben worden sein.

Ich blieb nicht stehen, sondern rannte weiter. Ein Zombie hatte sicherlich nicht geschossen, denn diese Wesen besaßen keine Waffen, vielleicht ein Messer, das war auch alles.

Ein zweiter Schuß klang auf.

Jetzt rannten wir noch schneller, denn beide wußten wir, daß sich jemand in Not befand.

Dicht vor mir sah ich schon ein Schaufelrad. Er wühlte keinen Dreck oder Schlamm aus der Erde, fuhr leer hinab und kam auch ohne Ladung wieder hoch.

Noch befanden wir uns zwischen dem gewaltigen Gestänge. Das aber ließen wir bald hinter uns, und wir wandten uns nach rechts, um aus dem unmittelbaren Bereich des Baggerrades zu gelangen.

Ein paar Meter entfernt fuhren die gewaltigen Schaufeln an uns vorbei.

Ich hörte einen Schrei!

Er wies mir den Weg.

Diesmal rannte ich und hatte Glück, denn aus dem Nebel tauchte eine gebückte Gestalt auf. Schon am Schimmern der Kleidung erkannte ich, daß es sich bei ihr um den Zombie handeln mußte, und ich trat aus vollen Lauf zu.

Damit hatte ich dem Leutnant vorerst das Leben gerettet, dies erfuhr ich allerdings später.

Der Zombie konnte der Wucht des Karatetrittes nichts entgegensetzen. Er wurde von seinem Gegner wegkatapultiert, krachte auf die Seite, rollte noch herum und geriet in Will Mallmanns Richtung.

Darauf hatte der Kommissar gewartet.

Ich brauchte nicht einzugreifen, denn Will Mallmann hatte ebenfalls seine Silberkugel-Waffe gezogen.

Er senkte die Mündung und schoß.

Der Zombie wurde getroffen, als er in die Höhe kommen wollte, und Will hatte sehr genau gezielt.

Wie ein Stein fiel der lebende Tote zurück. Er blieb liegen. Diesmal für immer.

Ich hatte dies alles mitbekommen, sah im Augenblick keine Gefahr mehr und half dem Mann auf die Beine, der vor meinen Füßen lag, stöhnte und sich den Hals rieb.

Erst jetzt erkannte ich ihn. Er war Leutnant Ziegler, Freund von Katharina Knappe, die über Gerd Wiesner wachte. Sehr seltsam, wie klein sich der Kreis der Personen hielt, die unmittelbar von dem Fall betroffen waren.

Ziegler starrte mich an. Er wollte sprechen, aber er brachte keinen Laut hervor, denn der Zombie hatte ihn gewürgt, und er brauchte Zeit,

um die Sprache wiederzufinden.
»Sie?« keuchte er.
»Ja, wie Sie sehen.«
»Verflixt, dann muß ich mich bei Ihnen bedanken. Sie… Sie haben mir das Leben gerettet. Der Kerl hätte mich getötet.«
»Ein Kerl war er nicht gerade.«
»Wieso?«
»Sie hatten es mit einer lebenden Leiche zu tun, Herr Leutnant«, erklärte ich.
»Also doch.«
»Wieso?«
»Ich ahnte so etwas, als ich diesen ekligen Geruch wahrnahm.«
»Das kann ich Ihnen nachfühlen. Schließlich ist dieser Zombie schon sehr lange tot. Er stammt noch aus dem letzten Jahrhundert.«
»Hat er auch die Wiesners getötet?«
»Hatte er denn nur eine Hand?«
»Nein, zwei.«
»Sehen Sie. Laut Wiesners Aussage hat er einen Zombie mit einer Hand gesehen. So ist das nun mal.«
Ziegler ließ seine Hand sinken. Ich sah ihm an, daß er scharf nachdachte. »Wenn das so ist«, hauchte er, »müssen wir damit rechnen, auf einen weiteren Zombie zu stoßen.«
»Nicht nur auf einen, gleich auf drei.«
»Mein Gott.« Der Offizier schluckte und schüttelte den Kopf. Dann schaute er in die Runde, hob seine Dienstwaffe auf, schwankte dabei ein wenig und fragte, als er wieder hochgekommen war:
»Wo können sich die restlichen versteckt halten?«
»Keine Ahnung. Irgendwo hier in der Nähe.«
»Dann kann es sein, daß sie die Rekruten angreifen.«
Ich war alarmiert. »Wieso? Sind Sie nicht allein…?« Jetzt fiel mir das Motorengeräusch ein, das wir gehört hatten.
»Wir sind mit zwei Wagen unterwegs.«
»Wo stehen die Fahrzeuge denn?«
Ziegler deutete in den Nebel. »Dort irgendwo. Nicht einmal weit von hier. Die Männer werden die Schüsse sicherlich gehört haben. Wenn sie herkommen, laufen sie den Bestien in die Falle.«
»Damit müssen wir rechnen.« Ich überlegte, was zu tun war, doch Wills Stimme unterbrach meine Gedanken.
»John, da sind sie!«
»Wo?« Ich kreiselte herum.
Die restlichen drei Zombies machten es wirklich spektakulär. War der zweite von der Baggerschaufel gesprungen, so tauchte der dritte unter dem Gestänge auf, ein vierter ließ sich auf dem Förderband transportieren, bis er in unsere Nähe geriet, und der letzte stand neben

einer allmählich nach unten fahrenden Baggerschaufel. Aber nicht nur das.

Er befand sich auch unmittelbar in meiner Nähe, so daß ich ihn packen konnte.

Dieser Zombie besaß das Messer. Er war also der Killer des Ehepaares und des Matthias Äcker.

Ich wollte ihn haben, startete und hob im Laufen meine Silberkugel-Beretta.

In diesem Augenblick geschahen mehrere Dinge. Sie vereinigten sich zu einem einzigen grauenhaften Vorgang, der im wahrsten Sinne des Wortes ein schauriges Finale auslöste.

Ich war unterwegs, konnte mich nicht einmischen, aber der Zombie auf dem Förderband warf sich zur Seite, überschlug sich auf dem Boden und geriet in Wills Nähe.

Der andere hatte längst das Gestänge verlassen, stand deckungslos und wankte mit ausgebreiteten Armen näher.

Auch Motorengeräusch war zu hören.

Die Soldaten hatten tatsächlich die Schüsse gehört. Sie wollten ihrem Leutnant zu Hilfe eilen und fuhren herbei. Wie Geister erschienen die beiden Wagen aus dem Nebel, wobei die wabernden Schleier die vier hellen Augen der Jeeps zu breiten Flecken zerfaserten.

Der Zombie, der das ihn deckende Gestänge verlassen hatte, hörte ebenfalls das Geräusch, witterte die Menschen und ging ihnen entgegen.

Der Fahrer war so geschockt, daß er Gas- und Bremspedal verwechselte.

Inzwischen hatte ich den anderen Zombie fast erreicht, wollte feuern, als er sich nach hinten warf, so aus meinem Zielkreis verschwand und in die Schaufel fiel, die ihn sofort in die Höhe transportierte.

Die Schaufel hatte auch Platz für zwei.

Was ich tat, war unter Umständen Wahnsinn. In diesen Augenblicken dachte ich aber nicht daran, sprang vor, wuchtete mich hinein, hieb mit der Hand gegen eine Kante und verlor die Waffe. Die Beretta blieb nicht in der Schaufel liegen. Sie rutschte über den Rand und fiel in den Lehm.

Der Zombie und ich wurden in die Höhe getrieben, und es begann eine Karussellfahrt des Grauens…

***

Will Mallmann hatte mitbekommen, was sein Freund John Sinclair da tat, und war durch dieses spektakuläre Ereignis von der eigentlichen Gefahr, die ihm und dem Leutnant drohte, abgelenkt worden. Zudem kamen noch die beiden Wagen, und Will sah den einen Jeep auf einmal schneller werden. Auch Ziegler erkannte die

Gefahr. »Weg!« brüllte er dem Fahrer des Jeeps zu.
Der hörte nicht oder wollte nicht hören und hielt auf den Zombie zu.
Er erwischte ihn voll. Zuerst wurde der lebende Tote in die Höhe geschleudert, drehte sich seltsam grotesk, kippte wieder zurück, prallte auf den Kühler, rutschte ab, und Ziegler erkannte an den hüpfenden Bewegungen des Wagens, daß der Jeep über den am Boden liegenden Körper der lebenden Leiche fuhr. Dann stoppte er erst.
In diesem Augenblick rannte Ziegler los, und Will Mallmann nahm den Modergeruch wahr, den der andere Zombie ausströmte.
Der Kommissar kreiselte herum.
Gerade noch rechtzeitig, denn im Nebel stand diese widerliche Gestalt und hatte beide Arme vorgestreckt. Von dunstigen Schleiern umgeben, bot er ein Bild des Horrors, und der Kommissar kam sich vor wie im Kino.
Nur war dieses Bild echt.
Mallmann riß seine Waffe hoch. Hinter sich hörte er die Stimmen der Soldaten. Dann feuerte er.
Die geweihte Kugel hieb ins Zentrum. Der Zombie kippte zurück und schlug dumpf auf. Das hörte der Kommissar nicht mehr, denn er befand sich bereits auf dem Weg zu den beiden Jeeps, die von den Soldaten fluchtartig verlassen wurden.
Mallmann wandte sich an den Leutnant. »Wo steckt der Untote?«
»Erledigt. Überfahren worden!« erwiderte Ziegler hastig.
»Nein, so kriegen Sie einen Zombie nicht…« Will stockte. Er war einen Schritt zurückgetreten, schaute zu Boden und sah die beiden bleichen Hände, die unter dem Wagen hervorkrochen.
»Das ist er!« rief Will, stieß den Leutnant an und schleuderte ihn zur Seite. Mallmann ließ den letzten kommen. Eiskalt wartete er ab, hatte die Mündung der Waffe schräg nach unten gelenkt und lauerte darauf, daß der Kopf erscheinen würde.
Mit dem Gesicht schleifte der Zombie durch den feuchten Lehm. Will sah den Hinterkopf, zielte und schoß.
Der Leutnant und die Soldaten standen in einem Halbkreis hinter ihn. Als sich der Kommissar umdrehte, sah er in die erstaunten und bleichen Gesichter der Menschen. »Bleibt noch einer!« sagte der Leutnant.
Will nickte. »Und John Sinclair, der Geisterjäger…«

***

Es war wohl eine der seltsamsten und gefährlichsten Fahrten, die ich je in meinem Leben hinter mich gebracht hatte. Als Beobachter denkt man immer, die Schaufeln würden langsam in die Höhe gleiten, das konnte möglicherweise stimmen, mir jedoch kam die Geschwindigkeit ziemlich hoch vor, denn wir ließen sehr rasch den Erdboden hinter

und unter uns zurück.

Ich hatte mich zum Glück wieder fangen können, doch ich wußte genau um die Gefahr, in der ich schwebte. Sie ging nicht allein von dem Zombie aus, denn die Schaufeln blieben nicht in einer waagerechten Haltung, sondern wurden im Kreis nach oben getragen und kippten anschließend, wenn sie den höchsten Punkt erreicht hatten.

Dann würden sich die Schaufeln normalerweise leeren und ihre Ladung auf das rollende Förderband schleudern. Das alles war mir klar, und ich wußte nicht, wie ich einen Sturz aus dieser Höhe überstehen konnte.

Es war kriminell. Ich mußte achtgeben, denn dem Zombie machte so etwas nichts aus. Ob er gekippt oder geschleudert wurde, spielte bei ihm keine Rolle. Er hatte das Messer!

Die verfluchte Mordklinge, die mindestens schon drei Menschen in den Tod befördert hatte.

Das vierte Opfer wollte ich *nicht* werden! Wir schwebten nicht etwa wie in einem Lift in die Höhe, sondern ruckartig und schwankend. Ich preßte mich hart mit dem Rücken gegen die Rückseite der Schaufel. Noch stand sie waagerecht, und ich mußte den Zombie loswerden, bevor sie kippte.

Hätte ich die Beretta bei mir gehabt, wäre dies kein Problem gewesen. Ich kam auch nicht so rasch an mein Kreuz, denn der Zombie stach schon zu. Bevor die Klinge mich erreichen konnte, trat ich mit dem Fuß zu, erwischte den Zombie und drückte ihn nach hinten.

Fast wäre er noch zu Seite und damit von der Schaufel gefallen. Er klammerte sich im letzten Augenblick am Rand fest, und das tat er mit der Hand, in der er das Messer hielt. Mir gab es die Gelegenheit, eine andere Waffe zu ziehen. Den Silberdolch!

Als der Zombie sich gefangen hatte, hielt ich ihn bereits in der Hand. Die Spitze klemmte zwischen den Kuppen von Daumen und Zeigefinger. Noch eine Sekunde zögerte ich, merkte, daß ich nach rechts gedrückt wurde und sich die Schaufel allmählich neigte.

Ich mußte werfen. Kraftvoll geschleudert, verließ der Dolch meine Fingerspitzen. Und er wuchtete aus kurzer Distanz in den Körper des Zombies. Dieser Dolch war geweiht, keine normale Waffe, und das spürte der lebende Tote in den folgenden Sekunden. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, begann zu zittern, riß sein Maul auf, und über seine Lippen drangen seltsame Laute. Ich hörte nur Fetzen davon, denn das Quietschen und Kreischen des Baggers verschluckte alle anderen Geräusche.

Der Zombie brach zusammen. Ich eilte zu ihm, zog den Dolch aus seinem Körper und steckte ihn wieder weg. An die übrigen lebenden

Leichen dachte ich nicht mehr. Für mich zählte jetzt allein die Tatsache, daß die Schaufel sich drehen und kippen würde.

Konnte ich mich da noch halten?

Verzweifelt schaute ich mich um. Die Innenwände der Schaufel starrten vor Dreck und Lehm. Es gab keinen Griff, an dem ich mich festhalten konnte. Vor mir befanden sich die Zinken, die später die harte Erde aufwühlten, und ich merkte, wie ich gegen die eiserne Rückwand der Schaufel gepreßt wurde. Höher und höher ging es…

Meine Blicke irrten umher.

Wo sollte ich mich festhalten?

Schon stand ich schräg. Wenn es so weiterlief, würde ich in einigen Sekunden auf dem Kopf stehen, mich überschlagen und aus der Schaufel kippen. Mir brach der kalte Angstschweiß aus. Das Herz klopfte schneller, ich konnte mir praktisch ausrechnen, wann es vorbei war. Immer schräger stellte sich die Baggerschaufel. Meine Beine wurden bereits zusammengedrückt und angehoben. Ich stand nicht mehr, sondern hockte. Die Arme hatte ich auf der verzweifelten Suche nach Halt ausgebreitet, um mich wenigstens ein wenig abstützen zu können.

Und plötzlich stand das Rad still.

Zuerst wollte ich es nicht glauben, wartete fiebernd ab und mußte erkennen, daß es sich tatsächlich nicht weiterdrehte. Jemand hatte den gewaltigen Bagger gestoppt.

Auf einmal konnte ich lachen. Es war ein befreiendes herzliches Gelächter, in das Will Mallmanns schwache Stimmte tönte. »Geht es dir gut, John?«

»Alles klar!« schrie ich zurück.

»Und der Zombie?«

»Erledigt.«

»Okay, hier ist auch alles in Butter. Ich werde zusehen, daß ich dich irgendwie rausholen kann. Du mußt dich allerdings noch gedulden.«

»Wenn's mehr nicht ist…«

***

Zwei Stunden später hatte ich wieder festen Boden unter den Füßen, obwohl meine Knie nach der durchlittenen Nervenanspannung noch nachzitterten. Ich erfuhr auch, wem ich meine Rettung zu verdanken hatte. Einem jungen Soldaten, der aus dieser Gegend stammte und sich in der Bedienung des Baggers ein wenig auskannte. Ich bedankte mich herzlich bei dem Soldaten, der vor Verlegenheit rot wurde.

Was es mit der deutschen Polizei zu regeln gab, das erledigte Will Mallmann. Er wollte noch zwei Tage bleiben, bis alle Fragen geklärt waren.

Mich zog es wieder zurück nach London. Verständlich. Schließlich

hatte ich meine Heimatstadt lange genug nicht mehr gesehen…

ENDE